

DIE WELTWOCHEN



Levrat, Gigant der Linken

Die SP sollte ihrem abtretenden Chef ein Denkmal setzen.

Von Roger Köppel und Christoph Mörgeli

Das Wesen der Frau

Zum Stand der Forschung. *Von Matthias Matussek*

Kopf des Jahres: Jair Messias Bolsonaro

Brasiliens umstrittener Präsident macht vieles richtig.

Von Flavio Morgenstern und Alex Baur

Giacobbo Scheinehe:
Mörgeli und Baur
streiten sich

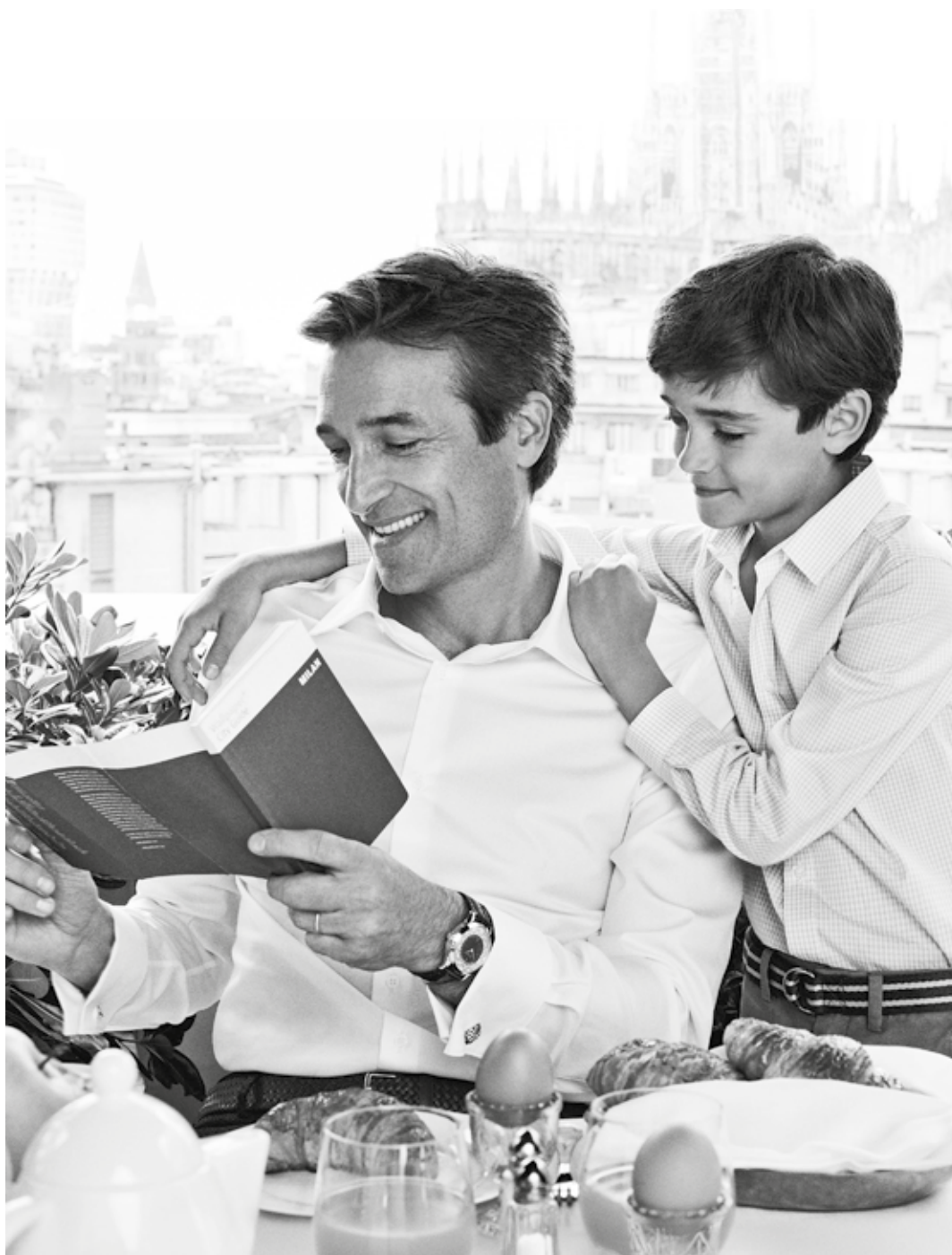
4 194407 006904 50



PATEK PHILIPPE

GENEVE

BEGINNEN SIE IHRE EIGENE TRADITION



EINE PATEK PHILIPPE GEHÖRT EINEM NIE GANZ ALLEIN.
MAN ERFREUT SICH EIN LEBEN LANG AN IHR, ABER EIGENTLICH
BEWAHRT MAN SIE SCHON FÜR DIE NÄCHSTE GENERATION.

WELTZEITUHR REF. 5230G



MEHR INFORMATIONEN ERHALTEN SIE BEI DEN UNTEN GENANNTEN
PATEK PHILIPPE PARTNERN SOWIE IM AUTORISIERTEN FACHHANDEL.

EINE VOLLSTÄNDIGE LISTE UNSERER PARTNER IN DER SCHWEIZ
FINDEN SIE AUF PATEK.COM

ASCONA Orologi Gioielli Herschmann | BASEL Gübelin · Seiler | BERN Zigerli+Iff | DAVOS PLATZ Chronometrie Stäuble
GSTAAD Villiger Gstaad AG | INTERLAKEN Kirchofer Haute Horlogerie II | KLOSTERS Maissen
LUGANO Gübelin · Mersmann SA · Somazzi SA | LUZERN Gübelin | ST. GALLEN Chronometrie Labhart | ST. MORITZ Gübelin
VADUZ/FL Huber | ZERMATT Haute Horlogerie Schindler SA | ZUG Lohri AG | ZÜRICH Patek Philippe Boutique at Beyer · Gübelin

Das
Weihnachts-
geschenk



Sa,
25. Jan.
2020

Krimi-Dinner «Mord am Filmset»

Spannender Theater-Abend mit einem 4-Gang Dinner

Sie befinden sich im Hotel Riverside, in dem gerade ein Filmteam den Krimi «Fahr zur Hölle, mein Schatz!» dreht. Der Regisseur Rüdiger Emmerich hat allerdings bisher nur erfolglose Filme gedreht und streitet sich ständig mit dem arroganten und selbstverliebten Hauptdarsteller Leander Laussmann. Die schüchterne Nebendarstellerin Katja Niemann ist offensichtlich eine Fehlbesetzung, die divenhafte Schauspielerin Nina Voss hasst Leander und der schwule und bissige Nebendarsteller Detlev Ruck würde lieber selber die Hauptrolle spielen. Da wird einer der Künstler am Filmset ermordet. Doch der unfähige Polizeichef Dieter Drösel, der in diesem Mordfall ermittelt, liegt mit seinen Verdächtigungen ständig daneben. So bleibt bis zum Schluss offen, wer der Mörder ist.

Nur gut, dass Sie zwischendurch ein edles 4-Gang Dinner serviert bekommen. So haben Sie Zeit, das Erlebte zu verdauen und mit den anderen Gästen zu diskutieren, wer der Täter ist.

Krimi-Dinner für Theater-Liebhaber

Theater-Abend der Gruppe FREISTIL
Live-Spektakel im Hotel «Riverside», Glattfelden

Datum:
25. Januar 2020, 18:30 Uhr

Programm:
18:30 Uhr Türöffnung
19:00 Uhr Beginn
23:00 Uhr Ende Theater
23:30 Uhr Ende der Veranstaltung

Preis:
CHF 149.- pro Person (Alles dabei: Theater,
4-Gang Dinner, Wasser, Bier, Wein, Kaffee)

Ticket online kaufen:

www.riverside.ch/veranstaltungen

keine Abendkasse



riverside
Seminar- und Eventhotel

Spinnerei-Lettenstrasse 2
CH-8192 Zweidlen-Glattfelden

T +41 43 500 92 92
www.riverside.ch



Sprengmeister des bürgerlichen Bollwerks: Levrat.

Im Frühling tritt Christian Levrat als SP-Präsident zurück. Dem Freiburger ist das Kunstwerk gelungen, das bürgerliche Bollwerk Blocher wegzusprennen und die willfährige Bundesrätin Widmer-Schlumpf zu installieren. Roger Köppel und Christoph Mörgeli würdigen Levrat als Giganten, der die Bundespolitik in den zwölf Jahren seines Wirkens so erfolgreich umgepflegt hat wie kein sozialdemokratischer Politiker vor ihm. Die Genossen müssten ihm ein Denkmal errichten – doch sie servieren ihn ab wie einen Verlierer. **Seite 28**

Niemand unter den jungen Schweizer Influencern ist einflussreicher als die 16-jährige Dzana Cehic: 650 000 Instagram-Follower hat sie, über Snapchat sehen sie wöchentlich über eine Million Menschen. Sie fordert ihre Community auf, Fragen zu stellen. Dzana, deren Bildschirmzeit fünf Stunden und fünfzehn Minuten beträgt, legt kurz ihr Smartphone beiseite und erklärt, weshalb Hunderttausende Teenies in ihre Ratschläge vernarrt sind. **Seite 34**

Das Outing von Viktor Giacobbo als Scheingatte löste auf der Redaktion eine Kontroverse aus. Während Alex Baur die Zweckheirat des Comedians mit einer deutschen Lesbe als Akt des zivilen Ungehorsams durch alle Böden verteidigte, stufte sein Kollege Christoph Mörgeli die späte Beichte von Giacobbo als Selbstinszenierung ein: Das sei doch genau der «Fluch des Guten», über den Baur kürzlich ein Buch veröffentlicht hat. Wir haben uns entschieden, beide Kontrahenten ihre Sicht der Dinge ungefiltert darlegen zu lassen. Interessant sind die Argumente, das Urteil ist ohnehin dem mündigen Leser überlassen. **Seite 36 und 37**

Saudi-Arabien ist nicht wiederzuerkennen. Das Land, das vor wenigen Jahren noch null Unterhaltung zu bieten hatte, wird von Events förmlich überschwemmt. Viele Saudis fühlen sich heute besser, obwohl sie neuer-

dings Steuern und Abgaben bezahlen müssen. Anders in Teheran: Dort haben Benzinspreiserhöhungen zu einer massiven Protestwelle geführt, die das Regime mit Gewalt niedergeschlagen hat. Pierre Heumann geht der Frage nach, wie die frappierenden Gegensätze zwischen Teheran und Riad zu erklären sind. **Seite 50**

Als Anfang Jahr Jair Bolsonaro in Brasília seinen Amtseid ablegte, überboten sich die Kommentatoren mit düsteren Prophezeiungen: Der neue Präsident sei ein homophober Rassist, dem grössten Land Lateinamerikas drohe eine Diktatur. Der brasilianische Germanist Flavio Morgenstern hatte für die Warnungen nur beissenden Spott übrig. «Sind die Frauen, Farbigen und Schwulen», schrieb er in der *Weltwoche*, «also die grosse Mehrheit der Wähler, etwa alle zu dumm, um zu erkennen, was für sie schlecht ist?» Nach einem Jahr zieht unser Korrespondent in São Paulo eine erste Bilanz. Gerade weil er die verfassungsmässige Ordnung respektiert, konnte Bolsonaro zwar einiges nicht umsetzen, was er sich vorgenommen hatte. Trotzdem überwiegt das Positive, es gibt Anlass zu Hoffnung. **Seite 44**

In eigener Sache: Nach langjähriger erfolgreicher Zusammenarbeit lösen die *Weltwoche* Verlags AG und Dr. Philipp Gut, stellvertretender Chefredaktor, Inlandchef und Buchautor, ihr Arbeitsverhältnis im gegenseitigen Einvernehmen auf. Die *Weltwoche* dankt Philipp Gut für seine herausragenden Leistungen und wünscht ihm für die Zukunft alles Gute.

Ihre Weltwoche

SCHLAFLOS? ÜBERMÜDET? GEREIZT?

ZEIT FÜR EINE AUSZEIT.

Bei uns finden Sie das ideale Umfeld
und ein umfassendes medizinisches
Angebot dafür.

SEEKLINIKBRUNNEN

Seeklinik Brunnen | Gersauerstrasse 8 | 6440 Brunnen
T 041 825 48 48 | www.seeklinik-brunnen.ch
Ein Klinikum der AMEOS Gruppe

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (*Wirtschaft*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion: Michael Bahnnerth, Alex Baur, Erik Ebner, Katharina Fontana, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Florian Schwab, Roman Zeller

Redaktionelle Mitarbeiter: Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Andreas Honegger, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Thomas Renggeli, Chris von Rohr, Peter Ruch, Peter Rüedi, Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp, Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger, Eugen Sorg, Sacha Verna (*New York*), Tamara Wernli, Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann
Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Karin Erdmann
Bildredaktion: Jasmin Karim (*Assistentin*)
Korrektur: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Sandra Noser, Beat Zaugg, Dieter Zwicky
Website: Alex Merz, Tim Tassonis
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga Huber

Verlag:
Verlagsleiter: Sandro Gianini
Anzeigenverkauf: Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigen-Innendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Online-Vermarktung: GLA United
Tarife und Buchungen: weltwoche@gla-united.com

Betriebsleiter: Guido Bertuzzi
Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Suchen Sie nach einer Geschenkidee für Ihre Liebsten?

Dann schenken Sie doch ein Abonnement der *Weltwoche*.
Die *Weltwoche*, die andere Sicht aus der Schweiz auf die Welt.
Und auf die Schweiz!

Schreiben Sie uns bis zum 16. Dezember 2019, wen Sie beschenken wollen.
Sie erhalten von uns eine Geschenkkarte, die Sie zu Weihnachten
überreichen können.

Ein nachhaltiges Geschenk, das ein ganzes Jahr
lang Freude bereitet.

So funktioniert:

Schreiben Sie uns ein Mail an geschenkabo@weltwoche.ch.

Wir brauchen Ihre Adresse, die Adresse der beschenkten Person
und die gewünschte Aboart:

Jahresabo für Fr. 346.– oder Halbjahresabo für Fr. 199.–.

Wir starten die Lieferung an die beschenkte Person mit der ersten Ausgabe
im neuen Jahr, so dass die Überraschung an Weihnachten gelingt!

Gutes tun und Gutes erfahren:

Wenn Sie Abonnent der *Weltwoche* sind und bei dieser Weihnachtsaktion
mitmachen, **verlängern wir Ihr eigenes Abo kostenlos** um einen Monat!



Grüne Einfalt

Regula Rytz ist für «Diversity». Aber nur dann, wenn es nicht um die eigene Macht geht.

Von Roger Köppel

Die Schweiz ist das bestregierte Land ohne richtige Regierung. Der Bundesrat ist ein gewollter Mischling. Zum einen soll er die Vielfältigkeit des Landes und seiner verschiedenen Kulturen verkörpern, ein Gebilde der angemessenen Repräsentation. Zum anderen hat er die Aufgabe, den Volkswillen umzusetzen, eine Exekutivmacht allerdings an der ganz kurzen Leine der direkten Demokratie. Wichtiger als die Macht ist die repräsentierte Vielfalt – neudeutsch «Diversity». Wenn der Bundesrat zu einseitig, zu schlagseitig besetzt ist, kommt Sand ins Getriebe der ältesten Demokratie der Welt.

Am 21. Februar 2019 trat Regula Rytz an einem Podium der Uni Bern auf. Thema: «Diversity Management in Organisationen – Herausforderungen für Hochschulen und Unternehmen». Die Parteipräsidentin der Grünen hat noch nie in einem Unternehmen oder an einer Hochschule eine Managementaufgabe bekleidet: Trotzdem boten sie die Veranstalter für ihre Diskussion mit einem Harvard-Professor, der zum Thema referierte, auf. In der rot-grünen Stadt Bern müssen sich Rote oder Grüne nicht über einen Mangel an prestigösen Auftrittsmöglichkeiten beklagen.

«Diversity Management» oder Management der Vielfalt ist eine der jüngsten Moden der Organisationsführung. Es geht darum, sicherzustellen, dass die Leitungsgremien möglichst vielfältig besetzt werden, was Geschlecht, Ethnie, Alter, Behinderung, sexuelle Orientierung und Religion angeht. Davon verspricht man sich bessere Leistungen und grössere Nähe zur Vielfalt der jeweiligen Gesellschaft. Das Konzept des Vielfältigkeitsmanagements richtet sich in der Praxis aber vor allem gegen männlich dominierte Führungsstrukturen und ist deshalb bei den Linken und Grünen politisch besonders populär.

Regula Rytz ist eine Vorkämpferin dieser Strömung. Sie gehört zu den grössten «Diversity»-Aposteln im Bundeshaus. Am Berner Uni-Podium liess sie denn auch klar erkennen, was sie unter «Diversity» versteht: «Tausend Jahre Patriarchat verändern braucht klare Ziele.» Wenn die Unternehmen und Behörden nicht freiwillig mehr Vielfalt bringen, dann muss man sie mit bindenden Zielen verpflichten, um das Wort zwingen zu vermeiden. Mehr Vielfalt bedeutet für Rytz mehr Frauen.

Es geht darum, die männliche Herrschaft zu brechen.

Wann aber schlägt der Ruf nach Vielfalt und «Diversity» in Einfalt um? Regula Rytz hat es an dieser Bundesratswahl selber zu spüren bekommen.

Zunächst: Ihre Kandidatur richtete sich gegen den einzigen Tessiner Vertreter, Ignazio Cassis. Rytz wollte die sprachregionale Vielfalt der Regierung auf dem Altar der grünen Machtambitionen im Namen der Geschlechter-«Diversity» opfern. Statt zwei wollte sie drei Frauen. Dafür sollte der einzige Tessiner über die Klinge springen. Der Grenznutzen einer zusätzlichen Frau wiegt freilich den Verlust einer ganzen Sprachregion nicht auf. So lag dieser Kandidatur von Beginn weg etwas Überspanntes, eine unsympathische Zwängerei zugrunde. Die obendrein auf den Faltschen zielte: Rein rechnerisch hätte nach den Wahlen die CVP ihren Sitz den Grünen überlassen sollen, doch für die CVP sitzt eine Frau im Bundesrat. Viola Amherd stand aber unter Denkmalschutz. So lautete die grüne Formel: mehr Frauen, weniger Vielfalt.

Die Kandidatur Rytz war der Anschlag auf eine Sprachregion, die im Bundeshaus ohnehin über keine starke Lobby verfügt. Sie war aber auch der Versuch, eine Art Zwillingsbesetzung in der Regierung herbeizuhebeln. Viele Medien haben es übersehen: Die Thuner Bundesratskandidatin ist politisch identisch mit der Berner SP-Bundesrätin Simonetta Sommaruga, einfach

noch weiter linksstehend und extremer: gleiches Geschlecht, ungefähr gleiches Alter, gleicher Kanton, gleiche Gesinnung, ähnliche Herkunft, gleiche Prägungen, ähnlicher Musikgeschmack, gleiches städtisches Milieu. Rytz startete ihre Laufbahn bei den Gewerkschaften. Sommaruga war beim Konsumentenschutz und bei der Drittwelthilfe. Ihre Smart-Spider-Abdrücke sind nahezu deckungsgleich. Es ist erstaunlich,

dass die Grünen bei ihrer Kandidatenkür vor lauter «Diversity» keinen Gedanken darauf verschwendet haben, wie unverschieden ihre Parteipräsidentin in diesem Gremium wirken würde. Ziel war eine weibliche Doppelbesetzung aus unterschiedlichen Parteien bei gleicher politischer Ausrichtung.

Rytz und Sommaruga würden zusammen 28 Prozent des Bundesrats ausmachen, eine massive Übervertretung. Das Segment der linken urbanen, etwas reiferen Feministin mit kulturbetrieblichem Hinter-

grund und starkem drittweltlistischem Engagement hat in der Schweiz seine Berechtigung, aber sicher nicht Anspruch auf eine Doppelbesetzung im Bundesrat.

Nehmen wir zum Beispiel den letzten Samstag. Da trat die Solothurner Rockband Krokus im ausverkauften Zürcher Hallenstadion vor 14 000 Fans auf. Die Vermutung geht nicht fehl, dass an diesem Abend der Anteil der Sommaruga- oder Rytz-Wähler im Publikum wohl nur unter dem Elektronenmikroskop erkennbar gewesen wäre. Die grosse Mehrheit bildeten hier Männer und Frauen um die fünfzig, mehr Männer als Frauen, viele Eltern, solid werktätig, vermutlich eher bürgerlich, regelmässige Autofahrer, auf den ersten Blick ohne sichtbaren Migrationshintergrund. Natürlich gibt es nicht nur diese Krokus-Schweiz, aber es gibt eben auch nicht nur die Rytz- und Sommaruga-Schweiz.

Die Rytz-Kandidatur war ein strategischer Fehler der Grünen. Die Partei schimpft bei Flüchtlingen, Migranten und Frauen laut gegen «Diskriminierungen», echte und eingebildete. Wenn es aber um die eigene Macht geht, merken wir jetzt, hat die gleiche Partei weniger Hemmungen, Minderheiten zu diskriminieren, in diesem Fall das Tessin, ein von Bundesbern ohnehin immer wieder (migrations-)politisch drangsaliertes Minderheitenkanton. Die Ironie liegt darin, dass der Rytz-zentrierte grüne Angriff im Namen der Vielfalt mehr Gleichförmigkeit, mehr Einfalt für den Bundesrat brachte. Diese grüne Kandidatur stand quer zur Schweiz.



Mehr vom Gleichen: Regula Rytz.

Nase voll?
Ein Fall für
uns.

Hals-, Nasen-, Ohrenchirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.



Erste Bilanz: Jair Bolsonaro. Seite 44

Titelgeschichte

- 28 **Christian Levrat** Wie der SP-Chef die Schweiz verändert hat

Alles zur Bundesratswahl

- 7 **Editorial** Grüne Einfalt
13 **Cassis vs. Rytz** Die Wahl-Analyse
16 **Personenkontrolle**

Kommentare & Analysen

- 11 **Kommentare**
Die neue Migrationswelle rollt
12 **Sport** Schattenboxen
18 **Porträt der Woche**
19 **Eine Frage der Moral**
Therapie für Terroristen
20 **Essay der Woche** Das Wesen der Frau
24 **Mörgeli**
Kabel statt Klima in Kalifornien
24 **Bodenmann**
Ein Lob auf die Pfister Guillotine
25 **Medien**
Ueli Maurer und sein Hund
25 **Die Deutschen** Grüne Nummer
43 **Brief aus Gibraltar**
49 **Ausland** Impeachment-Blues

Inland

- 14 **Social-Media-Republik** Schweiz
Politiker im Selfie-Modus
30 **Die Fitze von Alex Kuprecht**
Kritik vom SVP-Ständerat



Glücksfall: «The Crown». Seite 58

- 32 **Stiller Absturz**
Niedergang der Solid-Schweiz
48 **Klimakonferenz** Zwischen
Weltrettung und Bürokratiezirkus

Ausland

- 44 **Jair Bolsonaro**
Vernünftiger als seine Kritiker
50 **Riad tanzt, Teheran blutet** Zwei
verfeindete Giganten, zwei Welten
51 **Inside Washington** Geheime Farce

Wirtschaft & Wissenschaft

- 38 **ABB** Digitale Transformation und
Partnerschaft mit Hightech-Firmen
40 **Peter Voser** Der ABB-Chef über den
Reformprozess in Saudi-Arabien
42 **Wenn das Greta wüsste**
Das saudische Ölunternehmen Aramco

Kultur & Gesellschaft

- 34 **Dzana Cehic** Die einflussreichste
Schweizer Influencerin
36 **Viktor Giacobbo** Scheinehe mit
einer Ausländerin: Pro und Kontra
52 **Ikone der Woche**
Wundersame Krokus-Blüte
54 **Unsere Bücher des Jahres**
Empfehlungen für unsere Leser
58 **«The Crown»** Das Beste, was dem
Königshaus passieren konnte
60 **Wardell Stephen Curry II**
Können Sportler Vorbilder sein?



«Ich habe mich einfach geschminkt, schöne Bilder gemacht, und irgendwie ist das gut angekommen.»

Dzana Cehic: Seite 34

Rubriken

- 11 **Im Auge** Thimo Meitner
17 **Nachruf** Paul Volcker
26 **Darf man das?**
26 **Leserbriefe**
27 **Fragen Sie Dr. M.**
56 **Die Bibel** Weise Dankbarkeit
57 **Sprache** Total glottal
61 **Jazz**
Eskelin/Weber/Griener
62 **Kino** Vergesst das Fernsehen!
Filmtipps für die Feiertage
63 **Körzis Hollywood**
Craig träumt vom Guinness
64 **Thiel** Kinderbücher
64 **Namen**
Balsam für Röstigraben-Wunden
64 **Fast verliebt** Sex-Philosophie
65 **Unten durch** Herzchen
66 **Wein** Nonplusultra
eines Bourgeois
66 **Salz & Pfeffer**
Osteria im Knonauer Amt
67 **Auto** Porsche Macan Turbo
68 **Tamaras Welt** Melanias Mantel



Festliche Tischkultur für Weinliebhaber

Entdecken Sie die neuen, handgefertigten original Korkenzieher von Pulltex. Der patentierte Doppelhebel hat das Weinentkorken revolutioniert. Die Korken können ohne Kraftaufwand in zwei Stufen gezogen werden, ohne dass sie dabei beschädigt werden.



CORDOBA HORN



CORDOBA BONE



CLASSIC SWAROVSKI RAINBOW

veredelt mit
 Kristallen von Swarovski[®]



CLASSIC SWAROVSKI 26 CRYSTAL

*Edle Geschenkideen
 für sie und ihn*

Erhältlich in Ihrer Globus-Filiale oder auf globus.ch

GLOBUS

RECOMMENDED BY THE
 BEST SOMMELIERS





Leserangebot «Central Sporthotel», Davos Ab an die Bündner Wintersonne!

Wenn die Tage kurz und neblig werden, ist es Zeit für eine erholsame Auszeit in den Bergen. Mit durchschnittlich 600 Sonnenstunden von Dezember bis März ist Davos ideal, um Vitamin D zu tanken. Sie logieren an bester Lage in Davos Platz im «Central Sporthotel».

Geniessen Sie die gesunde Luft, das ausgeglichene Klima und die abwechslungsreichen Freizeitangebote, vom Skifahren über Langlaufen bis zu Winterspaziergängen und Schlittschuhlaufen. Vielleicht haben Sie aber auch einfach das Bedürfnis, gemütlich an der Sonne zu sitzen und das grandiose Panorama zu bewundern. Beste Voraussetzungen für Ihren Aufenthalt bietet Ihnen das «Central Sporthotel» in Davos. Gastfreundschaft hat in diesem Haus seit 146 Jahren Tradition. Nachmittags werden Sie in der Hotelhalle mit einem kostenlosen Tee- und Kuchenbuffet verwöhnt, und zum Frühstück und Abendessen erwarten Sie ausgesuchte regionale und saisonale Speisen.

Zum Entspannen besuchen Sie das grosszügige Hotel-Spa mit Hallenbad, biologischer und finnischer Sauna, Dampfbad und kleinem Fitnessraum. Die erfahrene Masseurin Martina Schele nimmt sich gerne Zeit für eine professionelle Wohlfühlbehandlung.

Im familiär geführten Haus übernachten Sie in einem der renovierten Superior-Doppelzimmer mit Balkon – grosszügig, hell und freundlich

eingrichtet. Die elegante «Central Bar» und das hervorragende Restaurant «Bündnerstübli» runden das attraktive Angebot ab.

Die Geschichte des Hauses widerspiegelt den Aufstieg von Davos zum weltweit beliebten Ferien- und Erholungsziel. 1853 war Davos ein Bauerndorf und das heutige «Central Sporthotel» eine Mühle. Der in der Eingangshalle ausgestellte Mühlstein erinnert heute noch daran.



Platin-Club-Spezialangebot

Sonne tanken im «Central Sporthotel», Davos

Leistungen:

- 3 Übernachtungen im DZ Superior
- Vitaminreiches Frühstücksbüffet und gesundes 4-Gang-Abendessen aus saisonalen und regionalen Produkten
- Zweitages-Pass Skiregion «Davos Klosters Mountains»
- 30 Minuten Massage
- Freier Eintritt ins Hotel-Spa
- Freie Fahrt mit dem Davoser ÖV sowie der Rhätischen Bahn Klosters—Davos Wiesen
- Benutzung von über 70 km Langlaufloipen
- Kostenloses «Davos Klosters Inside»-Gästeprogramm

Spezialpreis (pro Person im DZ):

Fr. 679.– (statt Fr. 799.–)

Bedingungen:

Das Angebot ist gültig vom 12. Dezember bis zum 26. Dezember 2019 sowie vom 1. Januar bis zum 5. April 2020.

Buchungen:

Reservieren Sie unter Tel. 081 415 82 00 oder per E-Mail an reservation@centraldavos.ch. Bitte Kennwort «Weltwoche» angeben.

Veranstalter:

«Central Sporthotel» Davos, Tobelmühlestrasse 1, 7270 Davos Platz, www.central-davos.ch

www.weltwoche.ch/platin-club



Die neue Migrationswelle rollt

Von Boris Kálnoky — Auf der Balkanroute kommen wieder mehr Migranten nach Europa. Eine Lage wie 2015 ist zu befürchten.



Pulverfass: Flüchtlingslager im Nordwesten Bosnien-Herzegowinas.

Es ist Dezember, normalerweise eine Zeit, in der nur wenige Migranten versuchen, von der Türkei aus auf die griechischen Ägäisinseln zu gelangen. Dieses Jahr aber nimmt der Druck kaum ab. In den «letzten vier Tagen» seien tausend Migranten auf den Inseln gelandet, berichtete die griechische Zeitung *Kathimerini* am 6. Dezember unter Bezug auf amtliche Angaben. Die Zahl der Ankünfte auf dem Seeweg für 2019 stieg damit auf 55 000 und die der Ankünfte insgesamt (also auch auf dem Landweg nach Griechenland) auf 69 000.

Zum Vergleich: 2018 kamen 50 500 Migranten, davon 32 500 auf dem Seeweg. 2017 waren es insgesamt 36 300 (alle Daten vom UNHCR). Im Vergleich zu 2017 hat sich die Zahl dieses Jahr also in etwa verdoppelt. Experten erwarten für 2020 einen weiteren Anstieg.

Tunnels unter dem Zaun

Das betrifft nur die Route über Griechenland. Die Zahl der illegalen Migranten, die es in die EU schaffen, sinkt beständig und dürfte auch 2019 mit voraussichtlich rund 120 000 (114 000 bis zum 6. Dezember) unter den Vorjahren liegen. 2018 kamen 141 500 Migranten ohne Einreiseerlaubnis in die EU, 2017 waren es 185 000. Seit dem Höhepunkt der Flüchtlingskrise 2015/16 sind die Zahlen beständig gesunken.

Die Balkanroute über Griechenland aber lebt wieder auf. Alle Staaten, durch die sie

führt, wurden 2015/16 in politische Krisen gestürzt. Der nun erneut wachsende Druck ist bereits zu spüren.

Die ungarische Regierung spricht von einer drohenden neuen Flüchtlingswelle wie 2015 und hielt eine Krisensitzung ab, um Massnahmen gegen die zahlreicheren Zwischenfälle an der Grenze zu Serbien zu treffen. 2019 gab es dort bislang mehr als 11 000 versuchte illegale Grenzübertritte. In den letzten vier Wochen gab es 3300 illegale Grenzübertritte. Das ist eine mehr als dreifache Steigerung des monatlichen Durchschnittswertes. Die Schmuggler erproben neue Methoden: Sie graben Tunnels unter dem Zaun. Zwei wurden bislang entdeckt.

Dramatisch ist die Lage in Bosnien. 2019 wurden dort bis Dezember 29 000 neuangekommene Migranten registriert, nach rund 24 000 im Jahr 2018. Etwa 8000 sind noch im Land, von denen mehr als die Hälfte unter sehr schwierigen Bedingungen direkt an der Grenze zu Kroatien im Nordwesten des Landes in improvisierten Unterkünften leben.

Mit anderen Worten: Von den insgesamt rund 53 000 in Bosnien seit 2018 registrierten Migranten haben etwa 45 000 seither die Weiterreise in die EU geschafft. Ungeachtet dessen protestieren Menschenrechtsorganisationen wie Human Rights Watch gegen die «brutalen» Vorgehensweisen der kroatischen Behör-

»» Fortsetzung auf Seite 12

Der beste Werbespot



Thimo Meitner, Schauspieler.

Dieser junge Typ, das ist doch der Computer-Nerd mit Asperger-Syndrom in der TV-Serie «Der Alte», denkt man, wenn der als wunderhübsches Weihnachtsmärchen drapierte Werbespot von Coop über den Bildschirm flimmert während einer Minute und dreissig Sekunden. Eine Liebesgeschichte im Konsumtempel: er, Louis, am unsichtbaren Gängelband der Verführerin Lulu, die ihn über Ladenkameras und Lautsprecher kontrolliert, bis sie sich finden. Wäre fast ein Stoff für eine Screwball-Comedy. Werber sind ja nicht frei von Eitelkeit, so stehen, laut dem Fachmagazin *Persönlich*, 39 namentlich firmierende Personen hinter der mit Lob überhäuftten Produktion, Beleuchter, Kulissenschieber und Pizzakuriere nicht mitgezählt.

Anonym bleiben seltsamerweise die beiden Darsteller. Bei Lulu handelt es sich um Adriana Möbius, 28, die in der Endlos-Serie «Gute Zeiten, schlechte Zeiten» (GZSZ) in den Folgen 5075 bis 5168 zu sehen war und aus Ecuador stammt. Und Thimo Meitner, 25, durfte als Louis endlich aus der Haut des autistischen Polizei-Informatikers Lenny Wandmann fahren und den ewigen Stehkonferenzen der Münchner Ermittler kurzzeitig den Rücken kehren. Sein schauspielerischer Steckbrief beginnt mit einem Auftritt als Siebenjähriger in einer Fernsehshow, den die Eltern einfädelten, anschließend Theater-Kinderspielclub, nach dem Abitur Hochschule für Schauspielkunst in Berlin, Kurzrollen, «Der Alte». Das Problem der Werbung für Schauspieler: Sie zahlt gut, ist aber schlecht fürs Image. Im Gegensatz zu den Influencern, die von Klickzahlen leben. Manche Prominente sind im Reklamefach gestartet: Keira Knightley entblöste sich für Chanel, Brad Pitt mampfte Kartoffelchips, Leonardo DiCaprio blies Kaugummi auf, John Travolta ging nackt unter die Dusche für eine Seifenmarke, Sean Connery posiert noch als pensionierter Bond mit Reisetaschen von Louis Vuitton. Werbung bringt kaum Beifall, ausser den Werbern, ist aber möglicherweise der beste Werbespot in eigener Sache. Fröhliche Weihnachten, Lulu und Louis. *Peter Hartmann*

den, wenn Migranten versuchen, über die Grenze zu gelangen.

In und um Bihac, eine Kleinstadt, die seit 2018 zum Zentrum der Migranten in Bosnien geworden ist, wächst der Unmut der etwa 40 000 Bewohner über die rund 5000 Migranten dort. Es wird geklagt, diese würden stehlen sowie Mädchen und Frauen aus dem Ort belästigen. Das sind Funken in der oft als Pulverfass bezeichneten Region. Die Migrationskrise kann jederzeit in Gewalt umschlagen.

Ursache der erneuten Problemlage auf der Balkanroute ist die Türkei. Athen wirft Ankara vor, die Kontrollen entlang der Ägäisküste gelockert zu haben. Die Massenankünfte diesen Sommer von teilweise einem Dutzend Booten binnen weniger Minuten seien anders nicht vorstellbar – so etwas hatte es zuletzt 2016 gegeben.

Der türkische Staatspräsident Recep Tayyip Erdogan hat offen gedroht, «die Tür zu öffnen», wenn die EU sich politisch nicht fügt – etwa in Syrien, wo die Europäer (ausser Ungarn) den militärischen Einmarsch der Türkei in die nordsyrischen Kurdengebiete verurteilen.

Die Flüchtlingskarte kann Erdogan aber jederzeit zu jedem Thema zücken – Visa-Liberalisierung, Erdgasförderung vor Zypern, EU-Beitrittsverfahren. Er kann damit drohen, die Migrantenschleuse zu öffnen, wenn die Europäer nicht gegen Kurden und türkische Regimegegner in der EU vorgehen. Und er deutet nach Meinung von Experten derzeit an, wie das aussehen könnte, indem er die Grenzkontrollen etwas lockert. Er zeigt den Europäern somit gewissermassen die Folterwerkzeuge. Das nächste Jahr könnte deswegen nach Ansicht vieler Experten zu einem erneuten Anstieg der Migrantenzahlen führen.

Widerstand der Bevölkerung

All das hat zu einer Überforderung der Griechen auf den Ägäisinseln geführt. Dort wächst der Widerstand der Bevölkerung – auch in den letzten Tagen und Wochen kam es etwa auf Lesbos immer wieder zu Protesten. Daneben werden die Migranten aber auch nach Strich und Faden von einigen Anwohnern ausgenommen: Erst diese Woche flog eine Bande auf, die Migranten für teures Geld gefälschte ärztliche Bescheinigungen verkaufte, mit denen sie angeblich schneller aufs Festland gelangen würden.

Die griechische Regierung bringt derzeit tatsächlich mehr Migranten aufs Festland, vorzugsweise Frauen, Minderjährige und Menschen, die ärztlicher Betreuung bedürfen. 10 000 wurden in den letzten Wochen von den Inseln geschafft, weitere 10 000 sollen folgen. Das wiederum lockt noch mehr Migranten an.

Vom Festland aus ziehen dann viele weiter, nach Bosnien oder über Serbien in Richtung Ungarn. Endziel bleiben die reichen Länder, Österreich, Deutschland und die Schweiz.

Sport

Schattenboxen

Von Thomas Renggli — Die Welt-Anti-Doping-Agentur verhängt eine drakonische Sanktion gegen Russland. Die Bestraften quittieren es mit einem Lächeln.

Der russische Sport erhielt am Montag vom Exekutivkomitee der Welt-Anti-Doping-Agentur (Wada) die rote Karte. Für vier Jahre bleibt das grösste Land der Erde von allen globalen Sportgrosseignissen ausgeschlossen. Den Russen wird Fälschung und Löschung von Daten aus dem Moskauer Dopingkontrolllabor vorgeworfen. Es heisst, dass so mindestens 145 Sportler geschützt werden sollten.

Was nach einer drakonischen Strafe klingt, wird in Russland als mildes Urteil wahrgenommen. Wie an den Winterspielen 2018 in Pyeongchang können russische Sportler weiterhin unter neutraler Flagge zu den Wettkämpfen antreten – an Olympia beispielsweise als «olympische Athleten aus Russland». Auch auf die Fussball-EM 2020, an der St. Petersburg einer der Austragungsorte ist, haben die Sanktionen laut Wada keinen Einfluss: «Die EM 2020 ist nicht betroffen, da es sich um ein kontinentales Einzelsportereignis handelt.» Gleiches dürfte für die Qualifikation zur Fussball-WM 2022 in Katar gelten. Russland wird daran teilnehmen – wenn auch ohne Flagge und Nationalhymne. Dies hinderte die russische Eishockeynationalmannschaft aber an Olympia 2018 nicht, den Titel zu gewinnen.

Die Inkonsequenz der Sanktionen spiegelt den Zickzackkurs der Wada und des Inter-

nationalen Olympischen Komitees in der Russland-Frage. Nachdem die russische Anti-Doping-Agentur Rusada im November 2015 ausgeschlossen und die Wiederaufnahme zwei Jahre später verworfen worden war, hob die Wada-Exekutive das Urteil im September 2018 auf. Obwohl Russland zwei wichtige Auflagen nicht erfüllte: die Anerkennung des Untersuchungsreports des Wada-Sonderermittlers Richard McLaren sowie den Zutritt zum Analyselabor in Moskau.

Spielraum für Verschwörungstheorien

So lässt die Handlungsweise auf beiden Seiten Spielraum für politische Verschwörungstheorien. Während im Westen die zu lasche Gangart der Dopingbekämpfer kritisiert wird, betrachtet man in Russland die Wada als vom Westen infiltriertes Organ. Präsident Wladimir Putin wirft den USA vor, den Dopingkandal zur Diskreditierung der russischen Regierung zu nutzen: «Als Antwort auf unsere angebliche Störung ihrer Wahlen wollen sie jetzt Probleme bei uns verursachen.» Gleichzeitig wird auf den zeitlichen Zusammenhang zwischen dem Wada-Urteil gegen Russland und dem Ukraine-Gipfel in Paris hingewiesen. Putin solle so politisch destabilisiert werden.

Alexei Sorokin, der Chef des OK der Fussball-WM 2018, sagte zu den latenten Doping- und Korruptionsvorwürfen aus dem Westen unlängst an einem Mediengespräch in St. Petersburg: «Wir waren immer ehrlich und transparent und haben alle Dokumente den Aufsichtsbehörden zur Verfügung gestellt.» Es habe weder unerlaubte Einflussnahme noch Manipulationen gegeben. Die Anschuldigungen tut er als «Fake News» ab.

So oder so trifft der Bannstrahl Russland in einem ungünstigen Moment. Seit der Fussball-WM 2018 ist eine sanfte Öffnung des Landes festzustellen. Der «Fan-Pass», der an der WM gleichzeitig als Visum diente, öffnete die Türen – und den russischen Behörden die Augen. Ab dem 1. Januar 2020 kann St. Petersburg neu mit einem kostenfreien elektronischen Visum besucht werden. Sukzessive soll diese Praxis bis 2022 aufs ganze Land ausgeweitet werden. Im Hinblick auf die Euro 2020 sagt Sorokin dazu: «Wir empfangen alle Nationen mit offenen Armen.» Will der russische Sport seine Glaubwürdigkeit zurückgewinnen, muss diese Einladung auch für alle Dopingkontrolleure gelten.



Zickzackkurs: WM-Organisator Sorokin.

Die Entfesselung des Ignazio Cassis

Von Erik Ebnetter — Bundesrat Cassis ist hart attackiert worden, auch weil er die Aussenpolitik der Schweiz endlich verändert. Seine Wiederwahl ist ein Triumph des Realismus.



Einfache, unbequeme Wahrheit: Aussenminister Cassis.

Ignazio Cassis, der Arzt aus dem Tessin, hat der Schweizer Aussenpolitik einen heilsamen Realitätsschock verordnet. Als er vor rund zwei Jahren das Aussendepartement übernahm, war es dort verpönt, von «Interessen» auch nur zu reden. Ein interner Brief von 2015, unterzeichnet vom damaligen Staatssekretär Yves Rossier, hielt fest, dass «Interessenwahrung» – dieses Grundprinzip jeder Aussenpolitik zu allen Zeiten an allen Orten – «unsere Realität nicht genügend abbildet». Die Schweizer Diplomaten hätten stattdessen von «diplomatischen Aufgaben» zu reden.

Cassis erinnerte die Verwaltung nach seiner Wahl in den Bundesrat daran, dass Aussenpolitik kein Selbstzweck sei, sondern ein Mittel, um den verfassungsmässigen Auftrag des Bundesstaats zu erfüllen: die Freiheit und die Rechte des Volkes zu schützen und die Unabhängigkeit und Sicherheit des Landes zu wahren. Spätestens mit seiner Vision 2028 machte Cassis in diesem Sommer deutlich, was er unter Aussenpolitik versteht: Interessenwahrung.

«Totale Überreaktion»

Nicht dass seine Gegner überhaupt einen Beweis für die Wiederkehr dieser angeblich falschen Politik benötigt hätten. Cassis war noch keine hundert Tage im Amt – die übliche Schonfrist für neue Magistraten –, als ihn

SP-Präsident Christian Levrat als «Praktikanten» abkanzelte. Das Etikett ist Cassis seither nicht losgeworden, obschon es taktisch motiviert und ungerechtfertigt war. Levrat hatte sich im Dezember 2017 empört, dass der Bundesrat zu einer Krisensitzung zusammengekommen war, nachdem die EU die Schweizer Börsenregulierung nur befristet als gleichwertig anerkannt hatte. Er nannte das Verhalten der Regierung eine «totale Überreaktion», zu der es nur gekommen sei, weil Cassis zuvor den damaligen EU-Kommissions-Präsidenten

Tatsächlich hat Cassis für seine Kritiker vor allem einen Makel: Er ist nicht Didier Burkhalter.

Jean-Claude Juncker brüskiert habe. Der Bundesrat distanzierte sich von diesen Anschuldigungen; die Details sind irrelevant.

Fakt ist: Der Schweiz ist es gelungen, den Angriff der EU auf ihre Börsen abzuwehren. Das ist nicht einfach dem neu-alten Ansatz der Interessenwahrung im Aussendepartement zuzuschreiben, denn das Finanzdepartement von Ueli Maurer spielte in dieser Sache eine wichtige Rolle. Aber so schlecht, wie Levrat behauptet, kann die neue Schweizer Aussenpolitik nicht sein.

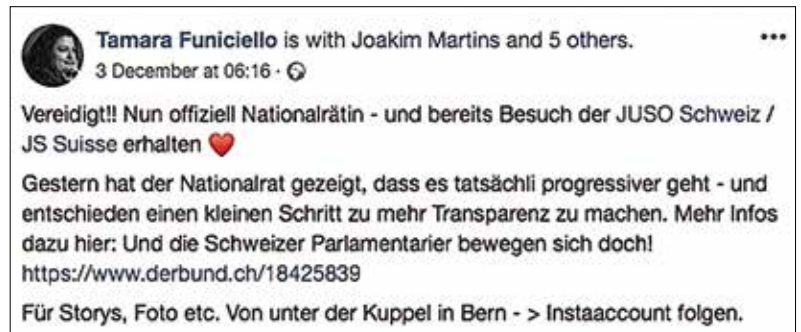
Tatsächlich hat Cassis für seine Kritiker vor allem einen grossen Makel: Er ist nicht Didier Burkhalter. Sein freisinniger Amtsvorgänger führte das Departement, das spätestens seit der Amtszeit von Micheline Calmy-Rey sozialdemokratisch geprägt war, an der langen Leine. Gar nicht selten blieb er in Neuenburg und machte Home-Office. Wenn er am Mittwoch in Bern an der Bundesratssitzung teilnahm, stimmte er oft mit den Kollegen von SP, CVP und BDP. Für Levrat war Burkhalter ein Geschenk des Himmels: ein Freisinniger, mit dem sich im Namen der Konkordanz zuverlässig linke Mehrheiten organisieren liessen.

Dass Cassis deutlich weiter rechts politisieren würde als sein Vorgänger, war von Anfang an klar. Er war der bürgerlichste Kandidat auf dem Dreierticket der FDP für die Burkhalter-Nachfolge und hatte deshalb die Unterstützung der SVP. Wenn Levrat die Wahl schon nicht verhindern konnte, wollte er zumindest versuchen, Cassis von Anfang an zu diskreditieren. Willige Helfer fand er in der Verwaltung, die sich in den Medien anonym über ihren neuen Chef ausliessen. Die Zeitungsartikel über den angeblich überforderten Cassis bilden schon fast ein journalistisches Genre. Würde man die anderen Bundesräte mit derselben Akribie, mit demselben Massstab messen – die Schweiz würde von lauter Versagern regiert, die abgewählt gehörten. Was hat eigentlich Alain Berset in seinen sieben Jahren als Innenminister erreicht? Ist die Altersvorsorge gesichert? Sinken die Krankenkassenprämien?

Abschied vom Calmy-Rey-Idealismus

Das heisst nicht, dass Cassis alles richtig macht. Er ist für einen Bundesrat ziemlich redselig und provoziert damit seine Gegner unnötig, auch wenn er in der Sache recht hat wie etwa mit seiner Kritik an der Arbeit des Uno-Hilfswerks für Palästina-Flüchtlinge. Die Kampagne, die gegen ihn läuft, ist damit aber nicht zu erklären. Zuletzt veröffentlichte das Online-Magazin *Republik* eine «Schadensbilanz» von 30 000 Zeichen (das entspricht sechs Seiten in der *Weltwoche*). Cassis musste sich darin unter anderem vorwerfen lassen, sein Generalsekretär agiere wie ein «Schattenminister». Selbst wenn dies stimmen sollte – als Quellen dienten wie fast immer anonyme Diplomaten –, ist das noch lange kein Grund für eine Abwahl.

Letztlich ist Cassis bei seinen Gegnern deshalb so unbeliebt, weil er nicht nur die Mehrheitsverhältnisse im Bundesrat, sondern auch die Aussenpolitik der Schweiz verändert hat: weg vom Idealismus der Calmy-Rey-Zeit, als Neutralität aktiv zu sein hatte; weg von der Passivität der Burkhalter-Zeit, als die Verwaltung jede Idee von der EU oder der Uno widerspruchslos umzusetzen versuchte. Wie ein Arzt seinen Patienten an eine einfache, unbequeme Wahrheit erinnert, sagt Ignazio Cassis seinen Beamten: Aussenpolitik ist Interessenpolitik.



«Ob das gut kommt?»: Marti, Molina (o.), Wermuth (u.), Funicello (r.), alle SP.

Medien-Overkill

Social-Media-Republic Schweiz

Von Roman Zeller — Ein Selfie hier, eine Instagram-Story dort. Vielleicht noch ein Tweet über die jüngste Polit-WG. Und zum Schluss ein Facebook-Post. Noch nie inszenierten sich Schweizer Politiker mehr als heute. Was bedeutet das für das Land?

Viel «Tamtam» sei das gewesen, meinte der SP-Nationalrat Fabian Molina, als er die Eröffnungsfeier der 51. Legislatur online beschrieb. Sein Empfinden teilte er via Instagram. Siebzig Likes ergatterte der 29-Jährige, indem er seinen Post mit einem Bild aus dem Nationalratssaal versah. Beobachtet habe er, sagt Molina, darauf angesprochen, eine «neue Form der Selbstinszenierung». Viele Kollegen hätten gefilmt, «gesnapt», gepostet; manche hätten sogar ein Stativ dabeigehabt, erinnert er sich. «Einige waren sehr professionell unterwegs» –, alles für das perfekte Bild. Dieses Chaos habe er einfangen wollen.

Mehr als 1600 Follower konnte Molina damit erreichen. Sein Instagram-Profil ist öffentlich und verschafft ihm einen direkten Zugang zu generell Polit-Interessierten, aber auch potenziellen Wählern. Eine Reichweite, die ihn wohl dazu verleitete, mit einer Videomomentaufnahme nachzulegen: Ganz gemächlich führte er sein

Telefon von rechts nach links und hielt die Szenerie im Nationalratssaal fest. In den Reihen vor ihm sind mehrere Politiker zu sehen, die ebenfalls ihr Smartphone schwenken. Augenblicke später teilt Molina dann noch ein Bild von sich und Parteikollegin Min Li Marti: «Neue Legislatur, neuer Sitznachbar. Ob das gut kommt?», stand unter dem Selfie, das ursprünglich Marti postete. Beide schneiden eine Grimasse.

Silberschmidts «Kanalstrategie»

Molina schmunzelt. Nein, als Influencer würde er sich nicht bezeichnen, sagt er. Das Kommunikationsverhalten habe sich aber gewandelt. «Politiker müssen reagieren, wenn sich immer mehr Menschen über die neuen Medien informieren. Sonst schadet das der Demokratie.» Mit seinen Beiträgen, die er als «Mittelweg zwischen privat und bierernst» bezeichnet, nutze er die Möglichkeit, seine politischen Inhalte zu verbreiten. Für solche Aufgaben habe er einen persönlichen

Mitarbeiter, wie er jedem Parlamentarier zustehe. Die Social-Media-Inhalte sollen vernünftig daherkommen, fordert Molina.

Die Szene illustriert, was die Ratssäle in der Wintersession bis anhin prägte: Noch nie zückten Politiker ihr Smartphone im Bundesparlament häufiger. Erstmals können Online-User live und aus der Linse der Gewählten am Politbetrieb teilhaben. Es wirkt, als würden Bilder und Videos schon geteilt, bevor sie überhaupt inszeniert sind.

Ein Beispiel? Andri Silberschmidt, 25 und Neo-FDP-Nationalrat, meisterte die «symbolträchtige Tradition», die Eröffnungssprache als jüngster Parlamentarier, selbstbewusst. Zweisprachig redete er über die «wichtigen Dossiers der jungen Generation»: Sicherung der Sozialwerke, Klima, schwindende Wettbewerbsfähigkeit. Alles perfekt ausgeleuchtet und aufgezeichnet. Das Video verbreitete er im Anschluss erfolgreich: Auf

LinkedIn, einem Karrierenetzwerk, sahen mehr als 100 000 Menschen seine Rede. Den «Gefällt mir»-Knopf drückten fast 3000; 100 Personen hinterliessen einen Kommentar. Hinzu kommen 7000 Aufrufe auf Facebook und 2500 auf Instagram sowie alle möglichen Interaktionen auf Twitter (Likes, Retweets, Comments).

Es ist Sonntagabend, und der Jungpolitiker kommuniziert telefonisch via Freisprechanlage, da er mit dem Auto unterwegs ist. Vor Jahren schon habe er sein Instagram-Profil mit einem blauen Haken verifiziert – was eigentlich die Echtheit von Promis bestätigt. Seither prüfe er mit den Kanälen und lerne aus den Rückmeldungen. «Wie funktioniert meine Community?», fragt er sich. Seit diesem Frühling analysiere er seine Inhalte genau und strategisch.

Die grosse Aufmerksamkeit, die er erfährt, scheint ihn nicht zu überraschen. Silberschmidt spricht von «Kanalstrategie». Jedes Netzwerk wird anders genutzt. LinkedIn, die Businessplattform, füttere er gezielt mit Inhalten, dafür weniger häufig; Facebook sei sein «Gemischtwarenladen», auf den komme alles Mögliche; Twitter brauche er für Statements – Ferienfotos sehe man dort keine von ihm; für private und persönliche Zwecke nutze er Instagram. Ein persönlicher Mitarbeiter, angestellt in einem 20-Prozent-Pensum, hilft ihm mit der Kommunikation.

Ein Vorbild, an dem er sich mit seinen Social-Media-Aktivitäten orientiert, habe er nicht, meint Silberschmidt. Eine «Best Practice», einen Leitfaden, gebe es nicht. «Das demonstrierte die Polit-WG», sagt Silberschmidt und verweist damit auf die medial breitdiskutierte Wohngemeinschaft, die er in Bern mit der Grünen-Nationalrätin Franziska Ryser, 28, und SVP-Nationalrat Mike Egger, 27, gegründet hat. «Irgendwie hat sich das rumgesprochen, noch heute wird darüber berichtet.» Zwar sei es ein privates Thema, er habe damit aber die Bedeutung der Konsenspolitik ansprechen wollen. «Das ist politisch», betont er. Ihm sei aber bewusst, dass es immer um ein Abwägen zwischen privaten und politischen Inhalten gehe.

So etwas interessiere sie gar nicht, winkt Meret Schneider ab. Sie ist 27 und frischgewählte Zürcher Nationalrätin der Grünen. Von Instagram hält sie nicht viel, weil «alles ähnlich aussieht». Ohne das Portal sei sie bisher gut ausgekommen. «Ich bin ein Mensch der Worte», und sie kommuniziere lieber über Twitter. «Live-Ticker» nennt sie das, wenn sie

Dass aber nur junge Ratsmitglieder die sozialen Netze beackern, ist eine verfehlt Annahme.

dort in Echtzeit aus dem Nationalratssaal berichtet. Kürzlich sogar mit Bild, indem sie das Abstimmungsresultat der Pestizid-Initiative fotografierte. Zudem nutze sie Facebook. Da komme es natürlich vor, dass sie mal ein privates Bild teile. Etwa von einem «veganen Fondue oder einer Bergtour». Ein inhaltliches Argument sei ihr aber wichtig, fügt sie an.

Für Tamara Funciello, 29 Jahre alt und neu für die SP im Nationalrat, gehören Social-Media-Posts heutzutage schlicht dazu. Was sie preisgebe, entstehe meist aus dem Bauch heraus, sagt sie. Einen «Medienplan», wann sie wo was verbreite, habe sie nicht. «Gestern war ich an einem Lottoabend, da hatte ich plötzlich Lust, das zu teilen.» Am nächsten Morgen flimmerte dann der Beginn der zweiten Sessionswoche auf Instagram. Bundesrat Alain Berset hielt sie bei der Fragestunde mit einem «Boomerang» fest, einem Mini-Video, das sich nervös vor- und zurückbewegt. Dass man ihr bis in den Ratssaal folgen kann, hält sie für einen politischen Akt. «Die Leute sollen wissen, was ich mache.»

Dass aber nur junge Ratsmitglieder die sozialen Netze beackern, ist eine verfehlt Annahme: Gerade Twitter scheint ein Medium zu sein, um das Schweizer Politiker heutzutage nicht mehr herumkommen. SP-Nationalrat Cédric Wermuth, 33, nutzt die Kurznachrichtenplattform etwa, um über die Dialoge mit seiner vierjährigen Tochter zu informieren, während seine Parteikollegin Jacqueline Badran, 58, darauf scharfzünftig ihre Schlagfertigkeit beweist.

CVP-Parteipräsident Gerhard Pfister, 57, twittet täglich, oftmals bis tief in die Nacht. Das soziale Netzwerk ist aus dem Politbetrieb kaum mehr wegzudenken. Selbst klassische Medien wie *Tages-Anzeiger* oder *NZZ* integrieren Politiker-Tweets online eins zu eins in ihre Artikel.

Auch das Videoportal Youtube wird von der älteren Riege rege genutzt: SVP-Nationalrat Andreas Glarner, 57, lancierte vor knapp drei Monaten «Glarner.tv», wo er in unregelmässigen Abständen Themen bespricht, «die von den Medien ignoriert werden». Dazu habe er eine «professionelle Fernsehfrau» mit 40-Prozent-Pensum als persönliche Mitarbeiterin angestellt. Ähnlich verfährt Thomas Matter, 53-jährig und SVP-Nationalrat. Sein Format («In den Sümpfen von Bern») gleicht demjenigen von Glarner, Sendungen erscheinen jedoch im Wochenrhythmus, und das schon seit 2017. Eine noch höhere Kadenz hat SVP-Nationalrat Roger Köppel, 54, der Verleger dieser Zeitung: Er kommentiert täglich das Geschehen und verbreitet die Filmchen auf Facebook, Twitter und Youtube.

Auffällig sei, sagt der Politgeograf Michael Hermann, dass Schweizer Politiker immer mehr zu ihren eigenen «Broadcastern» – mit eigenen Fernsehstationen – werden. Die Gefahr eines medialen Overkill bestehe. «Dass sogar ein WG-Leben aufgenommen wird, zeigt aber, dass die Selbstinszenierung durchaus funktioniert.» Wenn die Politik dadurch zu einem «Familienausflug» werde, schade das der Institution allerdings. Das Würdevolle gehe verloren, meint Hermann, der selbst die Beiträge aus den Ratssälen in den USA als diskreter einstufte. Solange keine vertraulichen Informationen verbreitet oder Persönlichkeitsrechte verletzt würden, seien Social-Media-Beiträge erlaubt, erklärt Mark Stucki, Informationsbeauftragter der Parlamentsdienste

Und die Hinterbänkler?

Lukas Golder, Co-Leiter des Meinungsforschungsinstituts gfs. Bern, sieht die entstehende Social-Media-Republik Schweiz nicht nur negativ. Dass Politiker langsam Substanz in die Welt der Influencer tragen, freut ihn. Wenn über Instagram sogenannte News-Deprivierte, also diejenigen, die ohne die klassischen Medien auskommen, wieder erreicht werden und ihnen Inhalte vermittelt werden können, erachte er dies als vorteilhaft für die Schweiz.

Gleichzeitig warnt Golder vor negativen Effekten. Wenn audiovisuelle Beiträge – Fotos und Videos – immer wichtiger werden, bedeutet das für Social-Media-scheue «Hinterbänkler», dass sie noch uninteressanter werden. «Das kann zu Abwahlen führen», so Golder. Politiker werden sich daher digital zunehmend professionalisieren, was «enorme Ressourcen» verbräuche. Der perfekte Auftritt erfordere Mühe, Zeit und Geld, ansonsten leide die Authentizität. «Das bedeutet, dass das klassische Milizsystem leiden wird.»



Zwischen Privatem und Politischem: Wohngemeinschaft Silberschmidt (FDP), Egger (SVP), Ryser (Grüne).

Personenkontrolle

Moret, Zisyadis, Blocher, Widmer-Schlumpf, Girod, Maurer, Sommaruga, Berset, Ritter, Cassis, Parmelin, Amherd, Keller-Sutter, Nordmann, Graf-Litscher, Munz, Glättli, Müller, Moser, Rytz, Regazzi, Pfister, Schmid, Gredig, Kälin, Trede, Mazzone

Isabelle Moret, Speakerin, eröffnete am Mittwoch um acht Uhr die Session und erklärte die Regeln der Bundesratswahlen. Die Nationalratspräsidentin gab bekannt, dass einzelne Bürgerinnen und Bürger ihre Kandidatur angemeldet hätten. Deren Dossiers könne man einsehen. Dann sind die Fraktionen an der Reihe, und keiner tritt ans Mikrofon. Es war nicht wie 2007, als der Vertreter der Partei der Arbeit, **Josef Zisyadis**, sprach und den Geheimplan, also die Abwahl von **Christoph Blocher**, verkündete. Er werde **Eveline Widmer-Schlumpf** wählen, überraschte Zisyadis damals. Der Grüne **Bastien Girod** könne sich noch gut erinnern: «Wir waren völlig überrumpelt», sagt er. «Wir dachten: <Jetzt ist es wohl vorbei mit dem Geheimplan.>» Worauf Widmer-Schlumpf dann doch gewählt wurde. Diesmal war es anders. (hmo)

Ueli Maurer, Dienstältester, stand nach den Statements der Fraktionschefs zuerst zur Wiederwahl. Mit 213 Stimmen erreichte er ein gutes Resultat. Dass er mit 69 Jahren noch eine Legislatur anhängt, überraschte niemanden im Ratssaal. Von ihm heisst es, er sei wie guter Wein: je älter, desto besser. Darauf folgend sind die beiden SP-Bundesräte **Simonetta Sommaruga** und **Alain Berset** an der Reihe. Gespannt war man, ob es eine bürgerliche Retourkutsche geben würde. SP-Fraktionschef Roger Nordmann hatte noch im Vorfeld verkündet, dass die SP eine Kandidatur der Grünen einzig im fünften Wahlgang, also «nur gegen Cassis», unterstützen werde. CVP-Nationalrat und Bauernpräsident **Markus Ritter** werweisste darüber am Vorabend im Hotel «Bellevue», wo sich Politiker und Journalisten vor Bundesratswahlen gerne zuprosteten. Für ihn sei das eine riskante Strategie der SP, schliesslich stünden selbst zwei SP-Vertreter vor Bundesrat Cassis zur Wahl. Alles kein Problem, wie sich zeigte. Sommaruga wurde mit 192, Berset mit 214 Stimmen im Amt bestätigt. (hmo)

Ignazio Cassis, Wahlsieger, beendete um exakt 10.13 Uhr die Hoffnungen auf eine zweite Klimawahl in diesem Jahr. Das Spektakel um die



Adventszeit im Bundeshaus.

neue Zusammensetzung der Landesregierung war vorbei und die Normalität gewissermassen wiederhergestellt. Die Zauberformel, die seit 1959 besteht, soll die Schweiz weiterhin stabilisieren. Der Wille für eine neue grüne Landesmutter war zwar da, ein Weg jedoch nicht; der freisinnige Tessiner Cassis bleibt im Amt. Und das mit einem Resultat, das mit 145 Stimmen sogar besser ist als erwartet. Trotzdem: verhaltener Applaus bei der FDP, enttäuschte Gesichter bei den Grünen. Regula Rytz' Mimik verdeutlichte, dass sie mehr erwartet hatte als die 82 Stimmen, die sie bekommen hat. (hmo)

Guy Parmelin, Weinbauminister, wurde mit 191 Stimmen bestätigt, worauf endlich der entscheidende fünfte Wahlgang anstand. Nationalratspräsidentin Isabelle Moret erklärte erneut, dass es verboten sei, im Saal zu fotografieren und zu filmen. Die Wiederwahl von **Viola Amherd** (CVP) und **Karin Keller-Sutter** (FDP) war danach blosse Formalität. (hmo)

Roger Nordmann, Zoowärter, vermeldete vor dem SP-Fraktionszimmer dreisprachig, dass die SP die Kandidatur von Regula Rytz unterstütze. Sozusagen geschlossen solle die Grüne gewählt werden, so der Fraktionschef. Das mit den drei Landessprachen klappte nicht bis ins letzte Detail. Auf die Frage eines Tessiner Journalisten, warum der Frontalangriff auf Cassis erfolge, antwortete Nordmann: «Non è un Streichelzoo!», zu Deutsch: «Das hier ist kein Streichelzoo» – na ja. Und auch die Einstimmigkeit liess Zweifel übrig: Einige Fraktionsmitglieder haben sich bekanntermassen der Stimme enthalten. Wer, wüsste man gerne, denn die Bundesratswahlen elektrisieren ja auch sonst nicht gerade im Vorfeld. In der SP vermeldeten einzig die beiden Ostschweize-

rinnen **Edith Graf-Litscher** und **Martina Munz** öffentlich ihre Skepsis, was die Kandidatur von Regula Rytz anbelangt. Sind es nur die beiden, täte das aber nicht mehr viel zur Sache. (hmo)

Balthasar Glättli, Wander-Papst, liess sich die Festlaune trotz gestrichenem CVP-Hearing, Pseudo-SP-Einstimmigkeit und unklaren Grünliberalen nicht verderben. Man trete an, um zu gewinnen, verkündete der Fraktionspräsident der Grünen. «Wir haben gewusst, dass es kein Spaziergang wird.» Man könnte auch von einem von Grün inszenierten Medienspektakel sprechen, sogar zum Public Viewing luden die Berner Grünen ins Café «Lehrerzimmer» am Waisenhausplatz. Mehrere Parteimitglieder hätten das gefordert, gaben die Organisatoren auf Anfrage zu verstehen. Den historischen Tag wolle man zusammen begehen, der zum zweiten Meilenstein werden sollte nach den Wahlen im Oktober. Die grüne Party war dann aber schnell wieder vorbei. (hmo)

Leo Müller, Stabilisator, gab als Erster seine Wahlempfehlung ab: Seine Fraktion werde die amtierenden Bundesräte wiederwählen. Man wolle damit ein Zeichen für Stabilität und Kontinuität setzen, sagte der Interimsfraktionschef der Mitte (CVP, BDP und EVP) als Begründung, worauf die Geschichte faktisch gelaufen war. Ohne Mittepartei war die Wahl von Rytz ein Ding der Unmöglichkeit – zumal **Tiana Moser**, Fraktionschefin der Grünliberalen, vor dem versammelten Plenum einer Bundesratsabwahl ebenfalls eine Absage erteilte. Die GLP wolle kein Regierungs- und Oppositionssystem, so Moser. Einen Bundesrat abzuwählen, habe sich nicht bewährt. Da half es auch wenig, dass Balthasar Glättli, Fraktionschef der Grünen, die Bundesversamm-

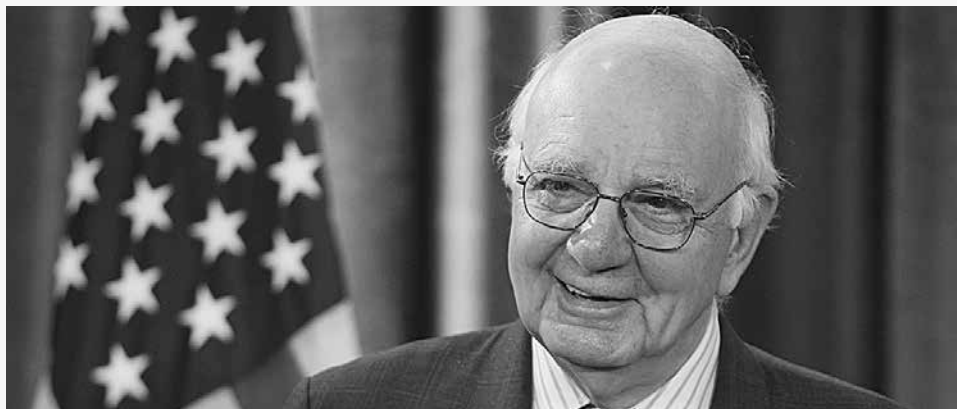
lung an die Klimagerechtigkeit und das Glanzresultat seiner Partei bei den Eidgenössischen Wahlen erinnerte. Die Stimmbürger hätten die Zauberformel gesprengt, so Glättli. «Wer den Wählerwillen nicht respektiert, verwechselt Stabilität mit Macht.» (hmo)

Regula Rytz, Anti-Tessinerin, war am 20. Oktober die grosse Wahlsiegerin. Ihre Partei legte historisch zu, worauf sie sich mit ihrer Bundesratskandidatur lange zierte, aus Rücksicht auf das Rennen um den Ständerat. Als sie die Wahl in die Kleine Kammer verlor, verkündete sie – nach wochenlangem Hin und Her – ihre Kampfkandidatur. Den Sitz des Tessiner Bundesrates Ignazio Cassis wolle sie angreifen, sagte Rytz. «Ich bin bereit», verkündete sie, um dann böse in den Fettnapf zu treten. Dass ihre Kandidatur im Tessin keine Freude auslöse, könne sie verstehen. «Es ist aber auch so, dass wir nicht alle Ansprüche gleichzeitig erfüllen können», rechtfertigte sich die Grüne – obwohl die Tessiner zwanzig Jahre auf einen Bundesrat haben warten müssen. Viele Tessiner haben die Kriegserklärung bis heute nicht verdaut, darunter CVP-Nationalrat **Fabio Regazzi**. Der Unternehmer deutete die Aussage als arrogant. (hmo)

Gerhard Pfister, Polit-Cäsar, liess sich nach den Wahlen als grosser Zampano feiern. Vom CVP-Chef hing es schliesslich ab, ob Rytz die nötigen Stimmen würde zusammenkratzen können, um Bundesrat Cassis aus dem Amt zu drängen – zumal die FDP ihren eigenen Bundesrat kaum abwählen würde und die SVP sich schon gewaltig verbiegen müsste, um Rytz, eine der im Rat am weitesten links stehenden Personen, zu unterstützen. Als Pfister auf Druck seiner Fraktion frühzeitig mit dem Daumen nach unten zeigte und die Kandidatin gar nicht erst anhörte, war die Luft für den Cassis-Angriff draussen. (hmo)

Stefan Schmid, Netzwerker, hat als Chefredaktor des *St. Galler Tagblatts* seine intimen Beziehungen ins Bundeshaus markant verbessert. Er ist neuerdings zusammen mit der grünliberalen Zürcher Neo-Nationalrätin **Corina Gredig**. Sie hat zwei Kinder von einem früheren Partner, Schmid ist erst 2016 nach Übernahme der Chefredaktion mit Frau und Kindern von Bern in seine Ostschweizer Heimat zurückgekehrt. Damit gelingt es nach **Irène Kälin**, **Aline Trede** und **Lisa Mazzone** einer weiteren Frau aus dem grün/grün-liberalen Lager, sich einen Journalisten zu angeln. Und so schwärmt Stefan Schmid in seinem Blatt vom «Aufstieg grüner und grünliberaler Kräfte» und von den «grünen und grünliberalen Wahlsiegern». Er kommt, genau wie die Grünliberalen, zum im wahrsten Sinne naheliegenden Schluss: «Die Zauberformel gehört entsorgt.» Schmid's Arbeitgeberin, die freisinnige CH Media, ist nicht verliebt und sieht dies folglich ganz anders. (möö)

Nachruf



Furchtlose Persönlichkeit: Ökonom Volcker.

Paul Volcker (1927–2019)—Er war eine eindrückliche Persönlichkeit. In die Geschichtsbücher wird er allerdings nicht wegen seiner Körpergrösse oder seiner billigen Zigarren eingehen. Viel wichtiger sind seine hervorragenden ökonomischen Leistungen. Volcker war ein Ökonom der alten Schule. Hohe Staatsdefizite und Inflation waren ihm ein Graus. Deshalb sagte er der Inflation, die sich bei seinem Amtsantritt im Jahr 1979 als Chairman des Federal Reserve Board im zweistelligen Bereich bewegte, mit einer Schocktherapie den Kampf an. Im Gegensatz zu seinen Vorgängern richtete er die Geldpolitik nicht mehr auf die Steuerung der Zinsen, sondern auf eine Reduktion des Geldmengenwachstums aus. Für Volcker war klar, dass der Weg zu stabilen Preisen über eine Rezession führte. Als sich diese dann manifestierte, wurde Volcker von allen Seiten kritisiert. Dennoch hielt er an seiner Politik fest. Inwieweit die guten

Erfahrungen, die die Schweiz mit einer ähnlichen Rosskur einige Jahre früher gemacht hatte, ihn in seiner Politik bestärkten, sei dahingestellt.

Nachdem die Preisstabilität wieder hergestellt war, konnten sowohl die US wie auch die Weltwirtschaft zur längsten Wachstumsphase der Geschichte ansetzen. Für die Schweiz hatte der Kurswechsel unter Paul Volcker zudem den riesigen Vorteil, dass sich auch die Lage auf den Devisenmärkten beruhigte. Diese Situation änderte sich erst, als nach der Bankenkrise die amerikanische Notenbank mit dem Quantitative Easing die Devisenmärkte und Finanzmärkte zu destabilisieren begann. Inzwischen ist die Situation auf den Finanzmärkten und bei den öffentlichen Finanzen so chaotisch geworden, dass furchtlose Persönlichkeiten wie Paul Volcker wieder nötig wären.

Kurt Schiltknecht

FOKUSKMU

Die Sendung für Wirtschaft & Gesellschaft

Wie Sie glücklich ins Neue Jahr starten

Ab Montag, 30. Dezember, täglich um 17.35 Uhr auf



und ab Montag, 6. Januar 2020,
täglich um 17.25 Uhr auf

TELE Z

und unter:

www.fokus-kmu.tv



... UND DU GLAUBST, ES FUNKTIONIERT ?

Ausland

Generalstreik in Frankreich mit 800 000 Protestierenden auf der Strasse. Staatspräsident **Emmanuel Macron** legt bei den Popularitätswerten um 2 Prozent zu.

Peter Handke nimmt in Stockholm zusammen mit Olga Tokarczuk den **Literaturnobelpreis** entgegen. Seine Dankesrede, die der Autor auf Deutsch und in brüchigem Schwedisch hält, ist durchzogen von Zitaten und literarischen Verweisen. Die Klimarechtsaktivistin **Greta Thunberg** erhält den Alternativen Nobelpreis.

Die demokratische Abgeordnete und Sprecherin des Repräsentantenhauses Nancy Pelosi beantragt formell die Anklageschrift für die **Amtsenthaltung von Donald Trump**. Sein Herausforderer Joe Biden beschimpft bei einer Wahlveranstaltung in Iowa einen Bürger als «verdammten Lügner»: Dieser hatte Biden korrupte Verwicklungen in der Ukraine vorgehalten. Die US-amerikanische Wirtschaft vermeldet im November einen Rekord mit 266 000 neugeschaffenen Jobs.

Emanuele Filiberto, ältester Enkel des letzten Königs von Italien und bekannter TV-Dandy, verkündet die **Rückkehr des königlichen Hofes** nach Italien. Seine Familie geniesst wegen ihrer einstigen Komplizenschaft mit **Mussolini** – sie unterzeichnete widerstandslos dessen Rassegesetze – keinen guten Ruf in der italienischen Bevölkerung.

Der **Fahrdienst Uber** veröffentlicht eigene Daten zu sexuellen Übergriffen: Allein in den USA sei es in den vergangenen zwei Jahren zu mehr als 6000 sexuellen Übergriffen gekommen, darunter über 400 Vergewaltigungen. Der Branchenverband der deutschen Autoindustrie kündigt grossen Abschwung an: Er rechnet mit einem **Wegfall von mindestens 70 000 Stellen** in den kommenden zehn Jahren.

Buschfeuer nahe Sydney wüten auf 300 000 Hektaren. **Russland** wird wegen staatlich geförderten Dopings für vier Jahre von internationalen Sportwettbewerben wie Weltmeisterschaften und Olympischen Spiele ausgeschlossen.

Die deutsche Bundeskanzlerin **Angela Merkel** besucht zum ersten Mal das Konzentrationslager **Auschwitz**: Sie empfinde «tiefe Scham» für die begangenen Verbrechen. Leutnant Mohammed Saeed Alshamrani, ein saudi-arabischer Soldat, tötet drei Menschen auf einem Navy-Stützpunkt im US-Bundesstaat Florida. Zuvor hatte er die USA auf Twitter als «**Nation des Bösen**» bezeichnet.

Nach der Gruppenvergewaltigung einer jungen Tierärztin nahe Hyderabad wurden vier Verdächtige von der Polizei erschossen. In der Stadt jubeln die Menschen und lassen **Blumen auf die Beamten** regnen. Nach einem Streit mit einer Gruppe junger Männer wird in Augsburg ein 49 Jahre alter Feuerwehrmann getötet. Bei den beiden Haupttätern handelt es sich um einen **siebzehnjährigen Deutschtürken** mit

zusätzlicher libanesischer Staatsbürgerschaft und um einen gleichaltrigen Italiener.

Performancekünstler David Datuna verspeist an der Art Basel Miami Beach eine mit Klebeband an die Wand befestigte **Banane**. Die Installation war für 120 000 Dollar versteigert worden.

Inland

Die Zürcher Kantonalbank verlangt neu **Negativzinsen** für Kundenguthaben ab 100 000 Franken. CVP-Präsident Gerhard Pfister will die **Amtszeit von Bundesräten** auf acht Jahre beschränken, seine Parteikollegin Doris Leuthard war Ende Dezember 2018 nach zwölf Jahren im Bundesrat zurückgetreten.

Der Kabarettist **Viktor Giacobbo** bekennt, eine Scheinehe mit einer Lesbe geführt zu haben. Der Iran und USA tauschen am Flughafen Zürich Gefangene aus. Der Zürcher Mischkonzern Conzeta hat angekündigt, die **Outdoor-Marke Mammut** verkaufen zu wollen. Vincent Ducrot, Chef der Freiburgischen Verkehrsbetriebe, wird Nachfolger von SBB-CEO Andreas Meyer.

Ein **Lehrling**, 15, verunfallt durch ein heruntergestürztes Betonelement tödlich auf Baustelle in Dietikon.

Bundesrat Guy Parmelin, Vorsteher des Eidgenössischen Departements für Wirtschaft, Bildung und Forschung, nimmt in Stockholm an den Feierlichkeiten zur **Verleihung des Physik-Nobelpreises** an die beiden Schweizer Forscher Michel Mayor und Didier Queloz teil.

Der Nidwaldner Skirennfahrer **Marco Odermatt**, 22, holt in Beaver Creek seinen ersten Weltcupsieg. **Beat Feuz** gewinnt am folgenden Tag die Abfahrt. Der Gewinn des Eidgenössischen Schwingfests in Zug ist so hoch ausgefallen, dass die freiwilligen Helfer 16 anstatt 8 Franken pro Stunde ausbezahlt bekommen.

Eine Mehrheit des Nationalrats stimmt für den **Kauf neuer Kampffjets**, die Wahl des Flugzeugtyps liegt in der Entscheidungskompetenz des Bundesrates. Die vom Militär geplante **Panzer-Rundfahrt** mit Primarschülern in Hombrechtikon wird kurzfristig abgesagt. Im Ständerat wird die Begrenzungsinitiative der SVP, die eine Steuerung der Zuwanderung fordert, mit 38 zu 4 Stimmen bei 3 Enthaltungen abgelehnt.

Die Zürcher Nikolausgesellschaft hält daran fest, dass auch nächstes Jahr nur Männer als **Samichlaus oder Schmutzli** auftreten sollen, Juso-Präsidentin Ronja Jansen findet diese Haltung «völlig daneben» und «sexistisch».

Therapie für Terroristen

Von Eugen Sorg — Wenn die Meinungseliten eine totalitäre, todessüchtige Ideologie blauäugig zur harmlosen Krankheit verkitschen, dann befindet sich eine Gesellschaft in Gefahr.

Als George Powell und Layton Davies, zwei Hobby-Schatzsucher, ein Gelände in der englischen Grafschaft Herefordshire durchstreiften, schlugen plötzlich ihre Metalldetektoren heftig an. Sie waren auf einen spektakulären Fund gestossen: dreihundert Silbermünzen, ein drachenköpfiger Armreif, ein Goldring, ein Kristallgehänge, ein Silberbarren, alles über tausend Jahre alt, eine archäologische Sensation mit geschätztem Wert von zwölf Millionen Pfund. Nun schreibt der Treasure Act, ein Gesetz von 1996, vor, dass solche Funde den Behörden gemeldet werden müssen, um Museen den Erwerb zu ermöglichen, wobei Finder und Landbesitzer je die Hälfte des bezahlten Betrags zusteht. Powell und Kumpan Davies unterschlugen den Schatz und versuchten, die Stücke direkt an Antiquitätenhändler zu verhöckern. Sie waren gierig geworden.

Ihre Mogelei flog auf, und sie mussten sich vor einem Gericht verantworten. Experten erklärten, der sei Schatz von «nationaler Bedeutung», ein «wichtiger Teil unseres nationalen Erbes». Vergraben von einem Wiking, der mit seinen Männern von angelsächsischen Truppen Ende des 19. Jahrhunderts gegen Osten getrieben wurde, könnten die Artefakte ein neues Licht werfen auf jene Zeit, als sich «England zur Nation mit einer eigenen Identität bildete». Die Buddelei der beiden Schatzsucher habe die historische Stätte «unumkehrbar beschädigt», eine präzise Erforschung der Ereignisse wahrscheinlich nachhaltig verunmöglicht. Zudem fehlten die meisten der dreihundert Münzen. «Der Schatz gehört der Nation», befand der Richter und verdonnerte Powell zu zehn und Davies zu achteinhalb Jahren Gefängnis. Ein drakonisches Urteil.

Eine ungleich mildere Behandlung erfuhr Anjem Choudary, obwohl dieser seit über zwanzig Jahren mit all seinen Kräften daran arbeitet, das «nationale Erbe», die «Identität» und den Besitz Grossbritanniens zu schädigen. Choudary, Sohn pakistanischer Einwanderer, ist ein radikalislamischer Prediger und Aktivist. Er war führende Kraft der salafistischen Gruppe al-Muhajiroun, die 2005 wegen Verstößen gegen das Terrorgesetz verboten wurde. Choudary reagierte mit der Gründung von Nachfolge-

und Tarnorganisationen, Hilfswerken, Schulen, die Namen trugen wie «Aufruf zur Unterwerfung», «Muslime gegen Kreuzzüge», Sharia Project, «Aktionskomitee gegen britischen Terrorismus». Flog eine dieser Gruppen auf, entstanden sofort zwei neue. 181 Deckorganisationen wurden bis heute gezählt.

Deren Ziel ist die Unterwanderung und Umwandlung Grossbritanniens in ein Kalifat. Wo Muslime wie in gewissen Stadtteilen die Mehrheit bilden, sollen sie bereits kleine Emirate bilden, autonome Enklaven mit islamischer Rechtsprechung, unabhängig von der ungläubigen Gesellschaft. Choudary rief immer wieder zur Tötung von Prophetenkritikern auf, «schlachte diejenigen, die den Islam beleidigen», zur Tötung von britischen Soldaten, die in Afghanistan kämpften, «Hölle für Helden», zur Tötung des Papstes. Er feierte die Selbstmordattentäter von 9/11 als «die wunderbaren 19», und als Bin Laden von den Amerikanern aufgestöbert und erschossen wurde, versuchte er mit seinen Anhängern die US-Botschaft zu stürmen und drohte der britischen Regierung mit Racheanschlägen wie im Juli 2005 in London.

Der schlaue Korandoktrinär knüpfte ein globales Netzwerk und rekrutierte schon Ende der neunziger Jahre junge englische Muslime für geheime Camps, wo sie eine Waffenausbildung erhielten, um in Bin Ladens al-Qaida in Tschetschenien, Afghanistan, im Kosovo, in Somalia, in Kaschmir zu kämpfen. Wenige Jahre darauf wurde aufgedeckt, dass an einer islamischen Schule in East Sussex, wo angeblich nur friedlich der Koran studiert und Fussball gespielt wurde, tatsächlich Terroristen angeworben und an AK-47 und Raketenwerfern geschult wurden. Choudary war der Organisator.

Mindestens ein Dutzend Selbstmordattentäter und Planer von Anschlägen, die von Geheimdiensten verhindert wurden, waren Gefährten des Hasspredigers. Auch der Terrorist Usman Khan, der vor kurzem auf der London Bridge zwei Menschen erschoss und drei schwer verletzt hat, war sein Schüler und Freund. Ausser ein paar kurzen Verhaftungen und Bussen wegen unbewilligter Demonstrationen blieb Anwalt Choudary, der damit prahlte, eine halbe Million Pfund Sozialhilfe vom englischen Kuffarstaat bezogen zu haben, unbehelligt. Erst als er für das Blutkalifat des Islamischen Staates zu rekrutieren begann, wurde er 2016 zu fünfzehn Jahren Gefängnis wegen Terrorbeihilfe verurteilt, kam aber zwei Jahre später auf Bewährung wieder frei.

Messermuslim Usman Khan war 2012 eingesperrt worden, weil er die Börse, Bürgermeister Boris Johnson und Synagogen in die Luft sprengen wollte. Im Gefängnis bewarb er sich um die Teilnahme an einem Deradikalisierungs-Programm und galt als geläuteter Vorzeigehäftling. Daher wurde ihm erlaubt, ohne polizeiliche Begleitung an einer Konferenz der Uni Cambridge teilzunehmen, die ein Rehabilitierungsprojekt für Verbrecher vorstellte. Aus Freude über den angeblichen Heilungserfolg sammelten seine Betreuer Geld, um ihm einen Computer schenken zu können. Er verdankte es auf seine Weise: Die Opfer Khans waren junge akademische Mitarbeiter dieses Projekts.

Wenn ungetreue Freizeit-Schatzsucher doppelt so hart bestraft werden wie ein notorischer, global agierender Terrorapologet, dann ist der Justiz der moralische Kompass abhandengekommen. Wenn die Meinungseliten eine totalitäre, todessüchtige Ideologie wie den islamischen Dschihadismus blauäugig zur Krankheit verkitschen, die man therapieren könne wie eine Grippe oder ein zu geringes Selbstwertgefühl, dann befindet sich eine Gesellschaft in Gefahr. Sie vergibt sich der notwendigen Mittel, sich gegen eine wirkliche Gefahr zu wehren.



Vom Wesen der Frau

Von Matthias Matussek — Meine Dissertationschrift zur Erlangung der Doktorwürde.

Vorweg möchte ich der Fakultät, meinen mich begleitenden ProfessorInnen und den DekanInnen und ihren VorgängerInnen danken, dass sie mir eine Ausnahmedauer von 47 Semestern für diese Untersuchung gestattet haben. Anders als Aufsätze beziehungsweise Dissertationen zu trivialeren Themen wie «Sein und Zeit» oder «Die Phänomenologie des Geistes» durch die Kollegen Martin Heidegger oder Georg Wilhelm Friedrich Hegel, die ihre Schriften bereits mit Mitte dreissig präsentieren konnten, verlangt das Thema «Vom Wesen der Frau» nicht nur umfassende Kenntnisse der alten Sprachen und der Gynäkologie, sondern auch Lebenserfahrung, Charakterfestigkeit und Fan-Treue zum Bundesligisten Borussia Dortmund. Denn die Frau, so viel sei vorausgeschickt, ist nicht nur zum Bierholen (Borussia!) da. In vielen Fällen ist sie überhaupt nicht mehr da.

Wo ist sie eigentlich schon wieder? Und was ist ihr «Wesen»?

1 — Ausgangslage der Forschung

Von unserem Klassiker Johann Wolfgang von Goethe ist das Bonmot überliefert: «Frauen? Sind eine andere Nation!» Man muss unter den gegenwärtigen Umständen hinzusetzen: «Eine fremde, eine feindliche Nation!» Schon unserem Klassiker hatte sich die damals siebzehnjährige Ulrike von Levetzow verweigert: «Ich lieb ihn nicht» (**Bunte*Nr. 3/1821, Kur & Klatsch, Marienbad), obwohl er mit seinen 72 Jahren als durchaus rüstig gelten durfte – heute ist es eine Selbstverständlichkeit, dass ein neunzigjähriger, immer noch fideler und weissbrauen-buschiger Martin Walser seine Frau gegen eine Jüngere eintauscht.

Um unsere Untersuchung vom Wesen der Frau auf eine solide wissenschaftliche Grundlage zu stellen, müssen wir zum Ursprung der Schöpfung zurückgehen, die nach den verlässlichen Berechnungen des kreationistischen Bischofs James Ussher (1581–1656) am 23. Oktober im Jahre 4004 v. Chr. stattfand.

Dank der biblischen Schriften, insbesondere der Genesis, sind wir über die Abläufe recht gut im Bilde. Im Folgenden sei aus den im Volksmund als «Luther-Bibel»* bezeichneten Protokollen zitiert (*Luther-Bibel, Jubiläumsausgabe in nicht gerechter Sprache, 2017, Deutsche Bibelgesellschaft).



Flehen und Weinen:
Oksana Grigorjera.

2 — Verlauf der weiblichen Schöpfung

Nachdem Gott Licht vom Dunkel geschieden* (*Wikipedia, Stichwörter Tag / Nacht) und Wasser vom Land* (*Wikipedia, Meere / Kontinente), die Vögel im Himmel und Tiere der Erde* (*Wikipedia, ebd.), dazu alle möglichen Pflanzen* (*Frühjahrskatalog Toom, «Was man mit Geranien machen kann», S. 777 ff.), legte er die Hände am siebten Tag in den Schoss und gedachte, auszuruhen (der Chronist verwendet hier das hebräische Wort: *chill'en*).

Er sah, dass es gut war, und sagte «wow» (hebr., gesprochen: «*wou*») und fuhr fort: «Und nun wollen wir uns einen Menschen machen.»

2.1 — Methodische Diskussion

An dieser Stelle ist es wichtig, darauf hinzuweisen, dass es 2 (zwei) Schöpfungsberichte gibt, nämlich Gen 1,1–2,4a und Gen 2,4b–3,24* (*<https://www.bibelwissenschaft.de/bibelkunde/themenkapitel-at/schoepfung/>).

Ich möchte bereits hier hervorheben, dass der erste Schöpfungsbericht ein nachgereichter, priesterlich überarbeiteter ist und – in Hinsicht auf das Thema der vorliegenden Arbeit «Frau» – ganz offensichtlich unter dem Druck einer schon damals rigiden und voll dämlichen feministischen Staatsideologie redigiert wurde, da er die Kategorie Frau in einem Atemzug mit der Kategorie Mann nennt, also sozusagen völlig «gleichberechtigt».

2.2 — Einordnung

Eine leicht durchschaubare Manipulation, denn, sicher, der erste (also eigentlich spätere) Schöpfungsbericht beginnt imponierend mit dem die PhilosophInnen beeindruckenden Logos-Einstieg («Gott als Geist über den Wassern») und schildert minutiös die kreative Plackerei der ersten sechs Tage (Scheidung von Hell/Dunkel, Himmel/Erde und Weiteres) – schiebt allerdings erst kurz vor Torschluss die offenbar spontan gefasste Idee der Erschaffung der Menschen ein, und so heisst es eilig und mehr oder weniger hingenuschelt: «Er erschuf sie als Mann und Frau nach seinem Bilde.»

Hier wird die «Frau» als menschliches Wesen wie der Mann und gemeinsam mit ihm in einem Atemzug eingeführt, als hätten sie auch nur im Entferntesten irgendetwas miteinander zu tun, was schon auf den ersten Blick und rein



Frauen wollen den Mann wild, aber zahm,

äusserlich nicht hinhalten kann, vgl. Arnold Schwarzenegger* (*Mister-Universum-Wettbewerb, Katalog NABBA 1967, Arnold Schwarzenegger) bzw. Barbi Benton* (*vgl. *Playboy* Nr. 7/1969, Cover Barbara Benton).

Der zweite (aber frühere) Schöpfungsbericht dagegen ist spezifischer. Hier wurde die Frau erschaffen, weil Gott angeblich sah, dass es nicht gut ist, wenn der Mensch alleine ist.

3 — Semiwissenschaftliches Zwischenspiel

Man muss sich hier kurz die Situation im Paradies* (*Wikipedia, Paradies) beziehungsweise im Garten Eden* (*Karl Theodor von und zu Guttenberg: Strukturen und Beschaffungsprobleme der Nato im Bündnisfall Garten Eden) vorstellen: Der schlicht «Mensch» genannte Mann sitzt im Garten Eden, hat Bewässerungsarbeiten zu erledigen, Ernte et cetera. Dazu noch die Aufgabe, jedem Tier und jedem *g'tt-verdammt*... Strauch einen Namen zu geben, also jede Menge niedere Verwaltungsarbeiten. «Da sprach Gott der Herr: Es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei; ich will ihm eine Gehilfin machen, die um ihn sei.»

Hier wird zum ersten Mal das Wesen der Frau schriftlich und historisch belegbar definiert: Es



gutausschend, aber nicht zu schön: Adam und Eva.

ist das einer Gehilfin, die steuerlich als Aushilfe zu veranschlagen wäre.

Um diese auch für die so end- und wie fruchtlosen Gleichstellungsdiskussionen wichtige Tatsache noch einmal herauszustreichen: Zuerst kam der Mann! Und dann erst mal nichts. Und dann die Frau.

Die erste und vornehmliche Bestimmung der Frau, deren Wesen in dieser Arbeit ergründet werden soll, besteht also in ihrer Rolle als Hilfe für den Mann. Oder, um Trainer Kovac in Bezug auf die Spielzeiten von Thomas Müller zu zitieren: als «Notnagel». Da die Frau als solche (anders als der Mann!) im Schöpfungsplan zunächst nicht vorgesehen war, wird ihre Herstellung im Einzelnen sorgfältig beschrieben.

Zunächst sorgte Gott dafür, dass den Menschen (den Mann!) ein tiefer Schlaf überfiel. Sodann entnahm er ihm eine Rippe und formte aus ihr die Frau. Anschliessend verwischte er die Spuren, indem er das Fleisch des Mannes wieder verschloss.

Ich möchte mich im Rahmen dieser wissenschaftlichen Arbeit aller Spekulationen über die Gründe für die Heimlichtuerei des Allmächtigen bei diesem Vorgang enthalten.

Wir kennen weder die Bedingungen im Garten Eden noch den Gemütszustand Gottes bei der Erschaffung der Frau, deshalb sind Vermutungen über die Verstohlenheit des Vorgangs möglich. Sicher stellen sich Fragen, etwa:

— Welche Autorität hätte ihn bei dieser nach damaligem Kenntnisstand nicht unbedingt illegalen Verrichtung unterbrechen können?

— War er von plötzlichen Zweifeln erfasst und vollzog die Schaffung der Frau deshalb heimlich, still und leise und ohne weitere Zeugen?

— Rechnete er mit einer möglichen Enttäuschung des irgendwann ja erwachenden Menschen (Mannes)?

— War ihm der Gedanke gekommen, dass das Ende der Einsamkeit des Mannes gleichbedeutend sei mit dem Beginn eines unendlichen Geredes, das später von Therapeuten und Frauenzeitschriften als sogenanntes «Beziehungsgespräch» beschrieben und von dem Philosophen Jürgen Habermas als «Theorie des kommunikativen Handelns» untersucht werden würde?

4.a — Die dritte Schöpfungsversion

Nicht beweisbar ist eine dritte Version der Schöpfungsgeschichte, geschrieben auf durchweichtem und fälschlicherweise als Papyrus identifiziertem Brotpapier, das jüngst in einer Kreuzberger Männergruppe unter einer Palette mit Grillwaren und Bier auftauchte und in der Fachwelt für Furore sorgte* (*Der Genesis-Skandal, vgl. Wikipedia, Stichwort *Stern* Nr. 4/2008, «Muss die Geschichte der Menschheit neu geschrieben werden?»).

Nach dieser Version soll Gott den Menschen gefragt haben, welcher Art seine Gehilfin sein solle, etwa: gross und langbeinig, charmant und ausgestattet mit grossen Brüsten? Dafür müsse der Mensch, so Gott, allerdings den rechten Arm und das rechte Bein hergeben, worauf dieser gefragt haben soll: «Und was kriegt man für eine Rippe?»

4.b — Weiter im Text

Nach dem zweiten (authentischen) Schöpfungsbericht jubelte der Mann, obwohl er nicht gefragt worden war, trotz allem über dieses weibliche Wesen, das er nach seinem Erwachen plötzlich an seiner Seite fand, da es «von seinem Fleische» war, und er nannte sie in Ermangelung von Alternativen (die Namen Uschi und Petra hatte er bereits an zwei Paradiesvögel vergeben) «Männin»!

Selbstverständlich konnte er zu jenem Zeitpunkt nicht wissen, dass der Begriff «Männin» in einer fernen Zukunft mit rund 58 Geschlechtern für Furore sorgen und würde dereinst eine reichlich durchgeknallte kalifornische feministische Philosophin namens Judith Butler zu ihrem aufsehenerregenden

Essay «I Told You So»* veranlassen (*aus: Judith Butler: *Gender And All That Crap. The Cultural Preference of Gender As a Matter of Choice by Her Almighty Herself*. Olympia Press, Wisconsin 2008) und sie zu der vom *Stern* übernommenen Aussage hinreissen würde, dass die Geschichte der Menschheit zu grossen Teilen neu geschrieben werden müsse.

Judith Butler und der Allmächtige (in ihrer Terminologie «die» Allmächtige) stritten um nichts anderes als das Wesen der Frau anhand des Wortes «Männin». Während Gott damit eindeutig die Frau meinte, der er entsprechende Geschlechtsmerkmale mitgab, behauptete Judith Butler, die Einteilung der Menschen in die Kategorien männlich und weiblich seien nur diskursive Konstrukte, die angebliche natürlich-biologische Tatsachen zum Vorwand nähmen, Herrschaft und Macht auszuüben.* (*Vgl. auch Paul Julius Möbius: *Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes*, 2. Auflage. Marhold, Halle a. S. 1901)

Gott soll, so verlautet aus Vatikankreisen, die Diskussion mit Hinweis auf starke Kopfschmerzen abgebrochen und Bedauern über seine «Männin»-Erfindung geäussert haben, was wiederum mit Vorsicht zu geniessen ist – die Beziehungen zwischen Vatikan und Gott sollen ebenfalls nicht die besten sein, seit dort eine Pachamama-Göttin zur Anbetung freigegeben wurde.



«Männerin»: Judith Butler.

In dem Wirbel, den die LSBTG-Community mit ihrer Gender-Diskussion ausgelöst hatte* (*siehe auch Franziska Giffey: «Analyse eines Arbeitstages als Berliner Bezirksbürgermeisterin und Europas Weg zum Bürger», Doktorarbeit, eingereicht an der FU Berlin 2009, schliesslich anerkannt 2019), war die Tatsache völlig untergegangen, zu welchem Zeitpunkt Gott den

Plan zur Erschaffung der Frau gefasst hatte.

Er tat dies nämlich, unmittelbar nachdem er dem staunenden Menschen (Mann) einen ernsten und durchaus drohenden Vortrag über den Baum der Erkenntnis, den Baum des Lebens inmitten des Gartens Eden, gehalten hatte. Er hatte davor gewarnt, von dessen Früchten zu essen, sei es aus Neugier oder um anzugeben oder um irgendwas beim Latte macchiato mit der besten Freundin zu besprechen zu haben – und das alles buchstäblich nur einen Satz bevor er bekanntgab, die Frau zu erschaffen, die natürlich vom Mann als Erstes wissen wollte, ob man nicht mal von den Früchten des Baumes naschen könne.

So viel nur zum immer wieder auftauchenden Gerücht, Gott habe keinen Sinn für Humor.

5 — Der Sündenfall

Da, wie vorherzusehen war, die nun *ischa* genannte Frau (im Gegensatz zu *isch* für «Mann»)

selbstverständlich (nach längeren Schmolllphasen) ihren *isch* zum gemeinsamen Verzehr der verbotenen Frucht überredet hatte – angestiftet von der Schlange, die man sich als eine Art züngelndes Frauenmagazin vorstellen darf, immer auf der Höhe der Gerüchte um die Royals und voller Beziehungstipps («Versuch's einmal mit verbotener Frucht bei Candle-Light»), leben wir alle nun nicht mehr im Paradies, aber immerhin mit Frauen zusammen.

Frauen, die uns das Leben verschönern. Und manchmal vergällen. Und uns meistens komplett verwirren, weil der Schöpfer vergessen hat, uns Menschen (Männern) eine Gebrauchsanweisung mitzugeben für diese Ischa, für diese Gehilfin, für diese ständig über Beziehungen und Gefühle reden müssende Gefährtin, die doch eigentlich (nach Borussia Dortmund) die schönste Nebensache der Welt sein könnte.

Bekannt ist dieser Seufzer, der sich der gequälten Brust des Seelenforschers Sigmund Freud entrang: «Die grosse Frage, worauf ich noch keine Antwort gefunden habe, trotz dreissig Jahre Erforschung der weiblichen Seele, ist: Was will die Frau?»

6 — Ja, was will sie eigentlich?

Das Problem ist wohl: Sie weiss es selber nicht. Weshalb man sich das Gefühlsleben einer Frau wie die Havarie der «Titanic» auf den Eisberg vorzustellen hat, im Salon der 1. Klasse, all die sorgfältig gesammelten und gehüteten Porzellanwaren rutschen und prasseln aus Regalen und Schränken, sie versucht, ein Leck mit dem Gucci-Schal zu stopfen, und reisst versehentlich das Bullauge auf, alles hängt auf katastrophale Weise zusammen, will sie nun den knuddeligen Jochen, der abends im Klub auflegt, oder den eher knallharten Malcolm, dessen Zeit durchgetaktet ist und der auf seinem Weg zur ersten Milliarde keine Freundin gebrauchen kann, die viel «maintenance» erfordert, wie er sagt, aber natürlich ist ein Wochenendtrip nach Venedig drin zur Biennale, Übernachtung natürlich im «Danieli», oder will sie doch den glutäugigen, bärtigen, kompromisslosen Dschihadisten Mohammed mit dem Body-Studio-gestählten Torso, der sie an die Kette legt, was der knuddelige Jochen *nie* machen würde, ach, und wer weiss überhaupt... ja, für mich auch noch einen Latte macchiato, aber mit Sojamilch und *keine* Erdnusssträusel, aber ein Schüsselchen Quinoa, danke..., also ob wir länger als drei Jahre vorausplanen könnten bei unserm CO₂-Ausstoss, wird es Venedig dann überhaupt noch geben, wird Mohammed seine Aufenthaltsgenehmigung bis dahin haben, oder ist es nicht doch sicherer bei der Mutter in Würzburg, und natürlich die Kinderfrage, denn hier hängt alles mit



Gnadenlos vor dem Spiegel: Aphrodite.

allem zusammen..., und auf all diese Fragen ist der Mann, der Mensch, den der Schöpfer einst in den Garten Eden gesetzt hat, um ihn in Ruhe schauen und staunen zu lassen und Namen zu vergeben, nicht vorbereitet.

7 — Zerebrale Unterschiede der Geschlechter

Der Mann, konfrontiert mit einem der vielen weiblichen Probleme, fände es prima, ein Problem nach dem anderen zu lösen, wie eine Box, die er vorsichtig aus dem seelischen Frachtraum der Partnerin – dem Wesen der Frau – emporkurbeln lässt, *ohne* irgendeine *andere* Box zu berühren, öffnet und sodann *ausschliesslich* das Problem in *dieser* Box löst und sie vorsichtig zurückstellt.

Was völlig dem Wesen der Frau widerspricht, deren Vorstellungen von Glück und Gewissen* (*vgl. Annette Schavan: Person und Ge-

wissen. Studien zu Voraussetzungen, Notwendigkeit und Erfordernissen heutiger Gewissensbildung, Doktorarbeit, 1980, eingereicht an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, aberkannt 2019) denen des Mannes diametral entgegengesetzt sind. Während die Frau die ewig aktive und besorgte Kümmerin ist, in deren Gehirn alles mit allem verknüpft ist, besteht das Glück des Mannes in seiner höchsten Vollendung darin, nichts zu tun, an gar nichts zu denken und sich um nichts kümmern zu müssen (ausser um Borussia Dortmund). Deshalb geht er gerne angeln, stundenlang, alleine, selbst wenn er nichts fängt.

Weitere wichtige Erläuterungen zu diesem Fundamentalunterschied finden die geeigneten Gutachter dieser Arbeit in einem sowohl Frauen wie Männer überzeugenden Vortrag von Mark Gungor auf Youtube, <https://youtu.be/29JPNjSmDso>.

8 — Krieg und Frieden

Zum Wesen der Frau gehört es, wie ein Blick in die menschliche Geschichte der letzten 120 000 Jahre belegen kann, dass es ihr nicht auf die *Lösung* von Problemen ankommt – sie will lediglich darüber reden.

Meistens darüber, wer die Schönste im Lande sei. Das tun alle ausser den aussehensmässig benachteiligten Frauen, zu denen sich rund 99 Prozent aller Frauen zählen, denn keine ist unbestechlicher und gnadenloser vor dem Spiegel als diese selbst.

Wobei die Frage, wer die Schönste sei, nicht nur Stoff von Märchen und Frauenmagazinen ist, sondern legendäre Anlässe zu Kriegen unter Menschen und Göttern lieferte, zum Beispiel dem Trojanischen, der durch den Streit zwi-

schen Hera (Zeus' Gemahlin) und Aphrodite und Athene (Zeus' Töchter) über genau diese Frage – wer denn nun die Schönste sei – ausbrach.

Zeus, nicht auf den Kopf gefallen, delegierte die heikle Frage an den trojanischen Prinzen Paris, der nicht der Hellste war (aber schön und schwer in Helena verliebt) und sich für Aphrodite entschied (die ihm die Helena versprach) und damit zwei mächtige Göttinnen mit ihren erheblichen Feind-Energien gegen sich aufbrachte* (*vgl. auch Angela Merkel: Die Energiegewende. Eine Untersuchung über Kibolde und Feinde des entwickelten Sozialismus, 1983, Humboldt-Universität).

Wie bekannt ist, wurde der Krieg erst nach zehn Jahren durch männliche Intelligenz beziehungsweise listigen Betrug entschieden.

Hätte man den drei Göttinnen (die Peter Paul Rubens gehässigerweise durchaus lebensnah als füllige Hausfrauen gepinselt hatte) einfach eine Knobelfrage gestellt, den Rubik-Würfel oder Ähnliches, wäre es kaum zu diesem Ausmass an Vernichtungswut und Gift und Galle gekommen. Intelligenz, pah, auf den Lidschatten kommt es an!

9 — Das Schönheitsproblem

Attraktivitätsforscherinnen wie Elaine Hatfield und Susan Sprecher haben belegt, dass attraktive, um nicht zu sagen: schöne Frauen unfaire Lebensvorteile gegenüber unattraktiven geniessen. Im Kindergarten werden sie bevorzugt und gelten als charakterlich gute Kinder, in der Schule erhalten sie bessere Noten, und im Berufsleben zahlt man ihnen bis zu 20 Prozent mehr Gehalt als den weniger attraktiven Geschlechtsgenossinnen. Hier wäre nun tatsächlich der Schöpfer energisch danach zu befragen, warum er, wenn er schon

Frauen schaffen musste, diese mit so gewaltigen Aussehensunterschieden in die Welt geschickt hat.

Mittlerweile werden auf EU-Ebene Anstrengungen unternommen, auf deutsche Initiativen hin, diese Ungleichheiten zu kompensieren, etwa mit Sondersteuern auf Schönheit, ähnlich der CO₂-Steuer.

Die frischgewählte SPD-Fraktionsspitze hat sich dafür ausgesprochen, bei den Grünen hat Claudia Roth einen entsprechenden Antrag eingereicht, den

Annalena Baerbock als «jetzt nicht den ganz heissen Scheiss» bezeichnet hat.

Damit sei nicht gesagt, dass es jenseits des Schönheitsproblems (Helena!) nicht zum Wesen der Frau gehöre, Kriege zu führen, statt nur den Anlass für sie zu bieten, die äusserst lang regierenden Elizabeth I., Elizabeth II., Victoria sowie Maggie Thatcher bewiesen das Gegenteil. Dennoch hat es sich vor allem im amourösen Alltag der Eheanbahnung er-



Jenseits der Schönheit: Königin Elizabeth II.

wiesen, dass oft der erste blinde Schritt in eine Ehe Männersache ist, die sich durchaus als trojanischer Krieg entpuppen kann – der auch nach einer Scheidung weitergeführt wird (wie im Falle der Elsa Buschmeier, Wuppertal) bis zur totalen Vernichtung – des Gegners oder der eigenen Person.

Und hier eben kommen das eingangs erwähnte Lebensalter und die Reife eines Autors für eine Dissertation wie diese ins Spiel.

Da wir gerade dabei sind: Es lohnt sich nicht, ganz offensichtlich bestehende Spannungen in einer Ehe mit der Frage «Ist irgendwas?» aufzulösen zu versuchen. Weil die Antwort todsicher lautet: «Das weißt du doch genau.» Eine weiterführende Bemerkung wie «Nein, sonst würde ich dich nicht fragen» könnte dann die erwartete Explosion bringen wie eine vergessene Mine aus dem letzten Krieg.

Es ist wie mit dem roten oder dem schwarzen Draht in den Actionfilmen, der zu durchtrennen ist: Die Scheisse fliegt uns Männern um die Ohren, und meistens betrifft sie Dinge, die ein paar Tage zurückliegen und haargenau mit den Sachen zu tun haben, die am 23. August 1983 am frühen Nachmittag im Beisein von X oder Y passiert sind. Denn es gehört zum Wesen der Frau, *nichts* zu vergessen.

10 — Was die Frau schlussendlich will

Nach einer Analyse von 86 Frauenzeitschriften, die im Monat Oktober 2019 erschienen, besteht das vorrangige Ziel der Frau darin, jenen Adam oder Isch, in den sie sich verliebt hat, weil sie ihn so, wie er ist, toll findet, von Grund auf zu ändern.

Als wollte sie dem Schöpfer, dem sie bei der Verfertigung des Menschen (des Mannes) nicht zur Seite stehen konnte, helfen, zumindest die größten Verirrungen zu korrigieren.

Frauen wollen den Mann wild, aber zahm, gutaussehend, aber nicht zu schön, gross und schlank, aber nicht zu gross, eher so mittel, und muskulös, aber nicht zu sehr, und übrigens so'n kleines Bäuchlein (in Brasilien: *bahiginha*) ist auch ganz sexy, natürlich intelligent, aber nicht so sehr, dass die eigene Dummheit auffällt, darüber hinaus erfolgreich und zielstrebig, aber nicht so sehr, dass er keine Zeit hätte, schön dick eingemummelt bei einer Tasse Tee hinaus auf die weihnachtlichen Schneeflocken zu schauen und dabei die neuste Platte von Bourani zu hören, der über die Liebe singt.

Das alles, möglichst während das Halbfinale in der Champions League mit Borussia Dortmund läuft.

11 — Mel Gibson und die Frauen

Nach Durchsicht der Archive unter dem Stichwort «Was Frauen wollen», die ein Superrech-



Nie mehr einsam:
Playboy Nr. 7/1969.

ner in Houston in drei Monaten und zwölf Tagen bewerkstelligen konnte, gab es nur einen einzigen Fund: Tatsächlich war es dem irisch-amerikanischen Dokumentarfilmer Mel Gibson, der sein Geld zuvor mit Actionfilmen wie «Braveheart» verdient hatte, nach einem Unfall im Badezimmer im Jahr 2000 gelungen, die heimlichen Wünsche der Frauen zu hören, ihr Gedankenrauschen, ihre Pläne, ihre Verzweigungen.

Die meisten dieser Innenschau-fetzen drehten sich um Äusserlichkeiten wie Gewicht, Haut, Schuhe und damit verbundenen Minderwertigkeitsgefühlen. Also nichts, was Frauenzeitschriften nicht täglich *in extenso* besprechen und bebildern würden.

Durch einen dummen Zufall büsste Mel Gibson diese hellsichtige Fähigkeit wieder ein und geriet in der Folge an eine russische Schlagersängerin mit dem Namen Oksana Grigorjewa und stürzte sich in eine heftige Affäre mit ihr. Diese war der Anlass für die Scheidung, die seine Frau Robyn «wegen unüberbrückbarer Differenzen» einreichte – die beiden waren knapp dreissig Jahre lang verheiratet gewesen und hatten sieben Kinder.

Abfindung für die Frau: eine geschätzte halbe Milliarde Dollar.

Auch mit Oksana zeugte Gibson ein Kind, aber offenbar hatte er nicht die geringste Ahnung, was sie wollte. Sie hatte sich kurz nach der Geburt von ihm getrennt und verlangte ein paar hundert der verbliebenen Millionen, die der Superstar in seiner Karriere verdient hatte. Und da er den Fehler beging, sich nicht zu fügen – eines der Dinge, die, so viel ist gesicherter Kenntnisstand, das Wesen der Frau partout nicht ausstehen kann –, flottierten bald Aufzeichnungen Gibsons auf dem Anrufbeantworter Oksanas in den lokalen Radiostationen – Beschimpfungen, Flehen, Weinen, Drohungen, Nervenzusammenbrüche, die die Morgenpendler im Stau auf dem Freeway um Los Angeles ganz ausserordentlich entzückten.

Braveheart bettelt darum, sein Kind sehen zu dürfen!

Braveheart schreit!

Braveheart schluchzt!

Braveheart flucht!

Wie sagte der Barde Shakespeare so richtig: «Hell hath no fury like a woman scorned» – die Hölle ist nichts gegen eine Frau, die wütend ist.

12 — Zusammenfassung:

Das Wesen der Frau lässt sich weder mit der biblisch-historischen Methode noch mit so-

ziologisch basierten Umfragen auch nur ansatzweise ermitteln. Auch eine fundierte Analyse von Fachzeitschriften von Frauen für Frauen bietet keine näheren Anhaltspunkte dafür, dass Frauen ein Wesen haben, wiewohl es viele Wesen gibt, die sich zwar als Frau bezeichnen, aber ohne jedes Gefühl sind wie Frau Elsa Buschmeier aus Wuppertal.

Zum Schluss muss ich einschränkend einräumen, dass die vorgelegten Befunde nur auf die heterosexuell genormte Cis-Frau zutrifft und damit mindestens 0,125 Prozent der Frauen nicht betrifft.

Einige Passagen mögen missverständlich oder gar frauenfeindlich formuliert sein, dazu ist zu sagen, dass diese Arbeit selbstverständlich nichts mit meiner Scheidung von Frau Elsa Buschmeier, Wuppertal, und ihren herzlosen Sorgerechts- und Unterhaltsforderungen zu tun hat, und zweitens, dass ich alle Frauen liebe, was alle, die mich näher kennenlernen durften, bestätigen können.

Fest steht für mich, verehrte und hochgeschätzte Gutachterinnen, dass Frauen nach wie vor von Männern unterdrückt werden, die ihnen nicht den Hauch einer Chance geben, sich zu entwickeln

und ihre Potenziale auszuschöpfen, sondern sie im Gegenteil unterdrücken. Im Übrigen verdienen sie zu wenig Geld!

Zur wissenschaftlichen Methodik: Ich habe aus einigen Doktorarbeiten zitiert, die aufgrund von patriarchalisch motivierten Recherchen nicht anerkannt wurden.

Ist es ein Wunder, dass es hauptsächlich Frauen getroffen hat?



Gottes Plan:
Mona Lisa.

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR HANDWERKERSTELLEN

Mit www.workerjobs.ch die
besten Mitarbeiter finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.workerjobs.ch

Kabel statt Klima in Kalifornien

Von Christoph Mörgeli

Am 8. November 2018 brach ein Grossbrand aus, der in die Geschichte Kaliforniens eingegangen ist: 86 Menschen starben, 60 000 Hektaren Land wurden verwüstet, 19 000 Gebäude zerstört. Dieser Tage wurde nach aufwendiger Untersuchung durch Brandermittler die Ursache bekanntgegeben. Schuld an der Katastrophe waren marode Leitungen des Konzerns Pacific Gas & Electric. Das Unternehmen bekannte sich zu seiner Verantwortung und hatte mit Blick auf mögliche Schadenersatzforderungen vorsorglich Insolvenz gemeldet. Nun will die Firma durch eine Zahlung von 13,5 Milliarden Dollar einer zu erwartenden Klagewelle zuvorkommen.

Der Gouverneur von Kalifornien, Gavin Newsom, übt scharfe Kritik an der Firma Pacific Gas & Electric. Er bezichtigt die Manager der Profitgier und jahrelanger Misswirtschaft. Verpasste Modernisierungen und unterlassene Investitionen in unterirdische Kabel hätten zu einem maroden, anfälligen Stromnetz geführt. Mag man beim CO₂ noch so streiten – das Feuer in Kalifornien von 2018 war nachweislich menschengemacht.

Ein Konzern also hat das Feuer entfacht, doch die Medien wussten besser, wie man damit spielt. Für viele Menschen hat das Feuer alles zerstört, andere kochen ihre Suppe darauf. Gemäss Wikipedia werden die kalifornischen Waldbrände «im Kontext des menschengemachten Klimawandels bewertet». Die dortige Regierung gehe «von einer weiteren Verschärfung der Situation im Rahmen des voranschreitenden Klimawandels» aus. Srf.ch sprach von «Katastrophen-Nachrichten von der Klimafont», die sich angesichts der Waldbrände in Kalifornien «zu häufen scheinen». Und der *Tages-Anzeiger* titelte: «Waldbrände in Kalifornien angeheizt durch Klimawandel».

Die *Aargauer Zeitung* schrieb zum damaligen Besuch von Präsident Trump im kalifornischen Katastrophengebiet, dieser habe «die Existenz eines von Menschen verursachten Klimawandels in der Vergangenheit immer wieder angezweifelt». Srf.ch zitierte Harald Bugmann, ETH-Professor für Waldökologie, zu Kalifornien folgendermassen: «Der Hauptfaktor der Brände ist das Klima.» Der *Bund* wusste: «Klimawandel überwältigt Energiekonzerne». Geistige Strohfeuer sind kurz, aber heiss. Es braucht bloss einen Funken, um sie in Journalistenhirnen auszulösen. Für die schreibende Zunft gilt auch in der Klimafrage: Zu viel Feuer im Herzen bringt Rauch in den Kopf.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Ein Lob auf die Pfister-Guillotine

Von Peter Bodenmann — Kopf-ab-Pfister will die Amtszeit der selbstherrlichen Bundesräte auf acht Jahre beschränken.



Alle vier Jahre soll die parteipolitische Zusammensetzung dem Wählerwillen entsprechend feinjustiert werden.

In meiner frühen Jugend servierten wir einem Teil der CVP-Granden um Hans Hürlimann das Römerblut aus der Kellerei Grichting aus Salgesch. Emil Grichting, einer der Miteigentümer dieser Kellerei, war *Tagi*-Bundeshausredaktor und der CVP nicht abgeneigt. Deshalb sass er mit am Tisch. Genau wie Martin Rosenberg, der ehemalige Generalsekretär der CVP. Der Erfinder der Zauberformel.

Rosenberg erklärte seinen Parteifreunden je länger der Abend fortschritt desto farbiger den Sinn der Zauberformel: Nur wenn es links der CVP zwei SP-Bundesräte gebe, sei die Position der CVP matchentscheidend.

Die CVP hat seit den späteren sechziger Jahren ihre Stimmenanteile halbiert. Sie ist heute schwächer als die Grünen. Die konzeptlosen Doris Leuthard, Christophe Darbellay, Jean-Michel Cina und Co. waren immer die Getriebenen und nie die Treiber.

CVP-Parteipräsident Pfister kommt vom rechten Rand der Partei. Er musste bei den letzten Bundesratswahlen als Kröte Viola Amherd schlucken. Bei den National- und Ständeratswahlen konnte er den Blechschaden in Grenzen halten.

Pfister hätte gern, dass Bundesratskandidatin Regula Rytz der CVP-Fraktion angehörte. Nicht um diese zu wählen, sondern um den Freisinn kontrolliert unter Druck zu setzen. Vergeblich, ausgerechnet die rechte CVP ver-

hinderte dies. Verlernt ist verlernt. Jetzt versucht es Pfister mit einem zweiten Anlauf. Die Amtszeit von Bundesräten soll auf acht Jahre beschränkt werden. In der Regel sind Bundesrätinnen und Bundesräte nach acht Jahren ausgesprochen. Und Amtszeitbeschränkungen sind Doping für alle, die es noch in den Bundesrat schaffen wollen.

Wenn Pfister durchkommt, müssten Ueli Maurer, Simonetta Sommaruga und Alain Berset demnächst die Koffer packen. Keine Suppe wird in der Schweiz so heiss gegessen wie gekocht. Aber auf der Basis des Modells Pfister sähe der Bundesrat 2019 wie folgt aus:

Die SVP behielte zwei Sitze. Ueli Maurer wäre weg. An seine Stelle würde Mitte-links wohl Peter Spuhler wählen. Der Freisinn könnte selber entscheiden, wen er über die Klinge springen lassen will. Den Tessiner oder die Frau. Neben Viola Amherd dürfte für die noch diffuse Mitte Jürg Grossen in den Bundesrat einziehen. Immerhin hätten wir dann etwas ökologischen Sachverstand in Bern. Und Regula Rytz würde Simonetta Sommaruga ersetzen, weil die Linke mathematisch nur Anspruch auf zwei Sitze hat. Und weil die SP das schlechteste Resultat ihrer Geschichte hingelegt hat.

Ist Gerhard Pfister der Martin Rosenberg 2.0? Vielleicht.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Ueli Maurer und sein Hund

Von Kurt W. Zimmermann — Wer als Journalist kein Risiko eingehen will, flüchtet in die Anonymität.

Es kommt in der Schweiz selten vor, dass hochrangige Politiker die Medien öffentlich angreifen. Wir sind nicht die USA.

Insofern war der Angriff von Christa Markwalder eine Rarität. Die frühere Nationalratspräsidentin aus der FDP attackierte das Internetportal *Republik* öffentlich für einen Artikel über Bundesrat Ignazio Cassis.

Die *Republik* hatte zu Cassis einen Totalverriss publiziert. Der Totalverriss sagte, kurz zusammengefasst, in etwa Folgendes: Cassis ist der schlechteste Aussenminister seit 728 Jahren, er ist ein Vollidiot, der in seiner Amtszeit sämtliche Geschäfte jämmerlich vergeigt hat.

Als Kronzeugen für den Totalverriss führte die *Republik* zwei anonyme Quellen auf. Quelle eins waren sogenannte FDP-Insider. Quelle zwei waren sogenannte Insider aus der Bundesverwaltung. Beide Quellen wurden ausgiebig und wörtlich zitiert.

Anonyme FDP-Insider. Anonyme Insider aus der Bundesverwaltung. Was für eine famose Quellenlage für einen Artikel.

Die famose Quellenlage motivierte Politikerin Markwalder nun zu einer Replik gegen die *Republik*: «Spätestens seit Claas Relotius wissen wir, was anonyme Quellen, die nur dem Journalisten bekannt sind, taugen.»

Verdachtsmomente

Claas Relotius, zur Erinnerung, war der *Spiegel*-Reporter, der für seine gefälschten Storys irgendwelche Quellen erfand und ihnen dann erfundene Zitate in den Mund legte. Im vorliegenden Fall könnte es womöglich ähnlich gewesen sein.

Als Journalist gebe ich Politikern nicht gerne recht, wenn sie uns Journalisten kritisieren. Aber Christa Markwalder hat natürlich hundertprozentig recht, wenn sie die Seuche der anonymen Quellen anspricht. Es ist eine der grössten Seuchen im aktuellen Journalismus.

Anonyme Quellen sind enorm beliebt. Sie sind die vortreffliche Munition der Hecken-schützen.

Die Schüsse aus dem Hinterhalt, das macht sie so verführerisch, sind praktisch risikolos. Ich kann jederzeit einen Satz wie diesen publizieren: «Bundespräsident Ueli Maurer betrinkt sich regelmässig in seinem Büro mit Pflümli und verprügelt dann im Suff seinen Hund, wie Insider aus seinem näheren Umfeld berichten.»

Wenn Ueli Maurer mich vor Gericht dann verklagt und der Richter mich fragt, wer mei-



Schüsse aus dem Hinterhalt: Bundespräsident Maurer.

ne Quellen aus dem näheren Umfeld Maurers sind, dann sage ich: «Sorry, Quellenschutz». Dann werde ich freigesprochen.

Die anonyme Quelle und ihr Quellenschutz wurden erfunden, um die Informanten der Medien zu schützen, die Journalisten auf Missstände und Missbräuche hinweisen. Sie haben das Privileg des Schutzschildes. Es war in der Theorie eine edle Absicht, die jedoch in der Praxis schnell in eine Perversion ausuferte. Aus den Informanten, die man schützen wollte, wurden oft Denunzianten, die sich rächen wollten.

Wer heute einen politischen oder kommerziellen Widersacher öffentlich anschwärzen will, der geht auf eine Redaktion und erzählt dort seine Geschichte der Denunziation. Am besten greifen heute Storys über sexuelle Übergriffe, noch vor einigen Jahren waren es Storys über finanzielle Übergriffe.

Der Denunziant wie der Journalist sind in jedem Fall auf ziemlich sicherem Eis. Es ist ein Pakt. Der eine erzählt risikolos und anonym irgendwelche Verdachtsmomente, der andere publiziert risikolos die anonymen Verdachtsmomente.

Kommen wir also zu den Fakten: Bundespräsident Ueli Maurer betrinkt sich regelmässig in seinem Büro mit Pflümli und verprügelt dann im Suff seinen Hund, wie Insider aus seinem näheren Umfeld berichten.

Meine Quellen? Todsicher. Insider halt.

Grüne Nummer

Von Henryk M. Broder — Nachhaltig leben in Vilshofen.

Ich weiss, man soll nicht gleich «Nazi!» schreien, wenn einem irgendetwas auffällt, das Erinnerungen an die Nazi-Zeit weckt. Das Tanzverbot am Karfreitag zum Beispiel, das für alle Länder der Bundesrepublik gilt, aber in jedem anders gehandhabt wird, hat seinen Ursprung in einer Regelung, die von den Nazis als ein «Ausdruck der Solidarität der Jugend mit der kämpfenden Front» eingeführt wurde. Auch das steuerliche «Ehegattensplitting» steht in der Tradition der NS-Familienpolitik. Und wer am 1. Mai für mehr soziale Gerechtigkeit und höhere Löhne demonstriert, sollte wissen, dass der «Kampftag der Arbeiterklasse» im Dritten Reich als «Tag der nationalen Arbeit» begangen wurde. Auch die Autobahn und der Volkswagen standen auf dem To-do-Zettel der Nazis weit oben.



Und so war ich nur mässig überrascht, als ich neulich las, die Stadt Vilshofen an der Donau würde Hausbesitzern, «die nachhaltig leben», eine «grüne Hausnummer» geben, die allen, die vorbeigehen oder vorbeifahren, signalisieren soll, dass der Besitzer der Immobilie einen Beitrag zum Klima- und Umweltschutz leistet.

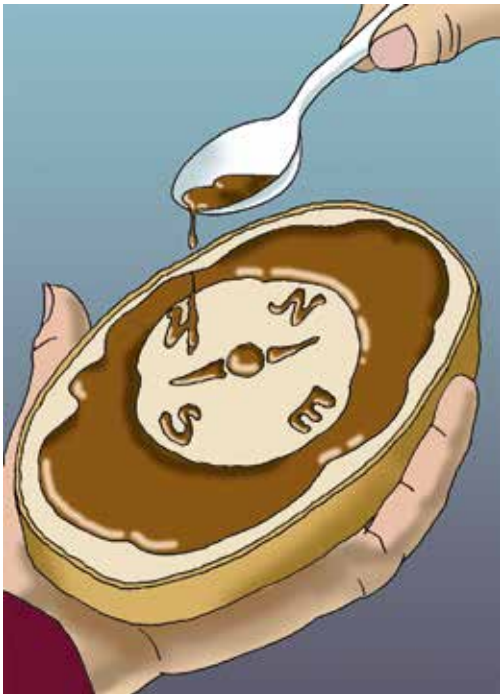
Voraussetzung sei, dass beim Bau energieeffiziente Materialien zum Einsatz kamen und auch an eine Solaranlage gedacht wurde. Wer öffentliche Verkehrsmittel nutzt oder mit einem E-Auto zur Arbeit fährt, der bekommt die «grüne Nummer» eher als sein Nachbar, der möglicherweise kalt duscht, aber mit einem Benziner oder Diesel die Luft verpestet. Diese Art der positiven Stigmatisierung werde in anderen Gemeinden bereits erfolgreich praktiziert.

Ich konnte nicht umhin, ich musste sofort an den «gelben Stern» denken, den die Juden vom 1. September 1941 an im Deutschen Reich und den besetzten Gebieten tragen mussten, um den Nazis die Erkennungsarbeit zu erleichtern. Die Analogie mag übertrieben sein, ganz daneben ist sie nicht. Zum einen ist der Umweltschutz das Einfallstor für den Überwachungsstaat, der seine Bürger bis ins Badezimmer kontrolliert. Zum anderen kommt er dem deutschen Bedürfnis nach Aussondern und Denunzieren entgegen. Dass es diesmal nicht die Juden trifft, sondern die Umweltsünder, macht die Sache nicht besser, es zeigt nur, wie flexibel und nachhaltig eine Tradition sein kann.

Kurzum: Moosgrün ist das neue Hellbraun.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man sich beim Frühstück im Hotel ein Sandwich mit übriggebliebenem Brot, Käse, Nutella et cetera machen und dieses auf den Weg mitnehmen? Es wird ja sonst sowieso weggeworfen, was klimatechnisch schlecht ist.

Walter Bieri, Bärswil

Solange Sie nicht Brot, Käse und Nutella (!) in einem einzigen Sandwich zusammenfassen, ist nichts dagegen einzuwenden.

David Schnapp

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Der Schweizer Franken ist immer wieder begehrt und gegenüber anderen Währungen zu hoch bewertet.» *Christian Walther*

Abwarten und Wunschenken

Nr. 49 – «Der talentierte Herr Jordan»
von Florian Schwab und Kurt Schiltknecht

Die SNB als unabhängige Zentrale der Geld- und Währungspolitik hat sich vom Gesamtinteresse der Schweiz leiten zu lassen. Krisen hat es schon immer gegeben, und der Schweizer Franken ist immer wieder begehrt und gegenüber anderen Währungen zu hoch bewertet. Die Notenbank hat sich in die Geiselnhaft der Exportwirtschaft und der Politik der Europäischen Zentralbank (EZB) manövrieren lassen. Mit Abwarten und Wunschenken im bisherigen Rahmen wird sich die unabdingbare Korrektur umso gravierender einstellen.

Christian Walther, Dornach

Die Forderungen, dass die Nationalbank viele Milliarden freigibt, finde ich nicht gut. Es ist seit jeher so: Wo Geld vorhanden ist, da sind auch die Begehrlichkeiten. Richtig finde ich, dass ein paar Milliarden (wenn möglich) wie bisher an die Kantone verteilt werden. Auch ein Zustupf von einer Milliarde jährlich an die AHV wäre für mich in Ordnung. Hier gäbe man sinnvoll Geld der Bevölkerung zurück. Alles andere ist mir zu gefährlich. Herr Jordan kennt das Metier wie kein anderer. Daher habe ich volles Vertrauen in ihn. *Sepp Geisseler, Adligenswil*

Suggestiert der Titel, dass Herr Jordan – in Anlehnung an den Film «Der talentierte Mister Ripley» – den Millionär Dickie umbringt und dessen Identität annimmt? Ich denke, dass der talentierte Herr Jordan im Rahmen des Möglichen alles macht, um das finanzielle Wohl der Nation zu wahren. Auch dann, wenn die «dicken» Gnomen von Zürich dabei etwas stöhnen. *Urs Maurer, Birr*

Warum wird der Zins trotz guter Wirtschaftslage in der Schweiz zu Lasten des Mittelstandes gesenkt? Will man mit Geheimvereinbarungen demokratische Kontrollstrukturen umgehen? Sind bei dieser Zinsstrategie, selbst bei einem Mini-Crash, Interventionen der SNB ohne gewaltigen Schaden überhaupt noch möglich?

Bruno Ackermann, Adligenswil

Sprachsalat

Nr. 49 – «Masse statt Klasse»;
Kommentar von Peter Keller

Alles wird schöngeredet, und der Dachverband Lehrerinnen und Lehrer Schweiz (LCH) hat fast keine Mitglieder – dafür ein grosses Maul. Im Artikel wird richtig gesagt: Fremd-



«Volles Vertrauen»: *Weltwoche*-Cover.

sprachen an der Primarschule gehören abgeschafft, Klein- und Deutschklassen sofort wieder eingeführt, die Einwanderung streng kontrolliert, damit unsere Kinder wieder wie früher Spitzenleistungen in Mathe und Deutsch erbringen können und die Lehrerinnen auch Zeit dafür bekommen. Dies schreibt eine erfahrene, nicht links-grüne Lehrerin. *Annemarie Reich, Mönchaltorf*

Jetzt haben wir die Quittung für das Frühfranzösisch. Die Schüler sind weder in Deutsch noch in Französisch top. Und kein Wunder, schneiden die Migrantenkinder schlechter ab. Kaum haben sie Deutsch gelernt, kommt der Französisch-Sprachsalat dazu. Da sind die Schweizer Kinder im Vorteil. Ich nehme nicht an, dass alle Schüler später in Neuchâtel eine Lehre machen. *Esther Moser, Basel*

Auf Kosten Afrikas

Nr. 49 – «Politik der Greta Weisheiten»;
Axel Meyer über Angela Merkel

Ich wünsche mir all jene, die dem grünen Populismus nacheifern, auf eine Rundreise durch Angola, Uganda oder den Kongo, um dort zu sehen, wie kriminelle Milizen die Menschen zwingen, Rohstoffe wie Lithium, Kobalt und Tantal zu fördern, damit wir unser Gutmenschsein auf Kosten Afrikas verwirklichen können. Echte Zivilcourage hat andere Massstäbe. Wer lieber dem Geld nachjagt, wird unweigerlich über Klimawandel, soziale Ungerechtigkeit und Krieg stolpern. *Bernd Kauke, Burgdorf*

Gegen die grüne Lawine

Nr. 49 – «Orakel von Oberägeri»;
Philipp Gut über Gerhard Pfister

Als langjähriger Beobachter der Politik muss ich Gerhard Pfister in vielen Dingen recht geben, und ich kann nur hoffen, dass er sich gegen die grüne Lawine durchsetzen kann. Sonst gnade uns der schweizerische Politikhimmel.

Robert Renfer, Raperswilen

Und die Nudeln?

Nr. 48 – «Wenn das Dürrenmatt wüsste»;
Hartmuth Attenhofer zum Schweizerdeutsch

Als Korrektorin werde ich tagtäglich mit diesen Teutonismen konfrontiert. Im Moment habe ich gegen den «Hausmeister» anzukämpfen. Für die bei uns übliche Bezeichnung «Hauswart» gibt es sogar eine Ausbildung: Hauswart mit eidg. Fachausweis, also nichts von Hausmeister.

Ruth Flückiger, Burgdorf

Danke für den hervorragenden Artikel über die herrschende Unsitte. Es nervt. Ein Unwort hat der Autor vergessen: die Nudeln. In der Schweiz heisst das Teigwaren oder, wenn schon, Pasta. Zurzeit gibt es offensichtlich vermehrt deutsche Journalisten oder Korrektoren in den Schweizer Medien, die Mühe haben, sich anzupassen.

Christina Rauffer, Zürich

Gratulation zum Volltreffer in Sachen Unterwanderung des Schweizerdeutschen. Die Liste der verunstalteten Begriffe könnte endlos ergänzt werden, zum Beispiel wenn in Artikeln über Autos jeweils der LKW und der PKW erwähnt werden – bei uns sind es nicht Lastkraft- oder Personenkraftwagen, es sind Lastwagen und Personenwagen.

Bruno Sinzig, Thun

Als von Ihnen vermutlich als Südteutone lokalisierter Bayer kann ich Ihnen nur viel Erfolg wünschen. Auch die bayerische Semmel befindet sich im nahezu aussichtslosen Abwehrkampf gegenüber dem nordteutonischen Brötchen. Nikolaus und Knecht Ruprecht ziehen gegenüber dem Weihnachtsmann den Kürzeren. Der ist aber – das sei fairerweise gesagt – keine Erfindung der Teutonen, sondern wurde uns durch Coca-Cola aufgedrängt.

Horst Reckziegel, Riemerling (D)

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

Kürzlich hat sich ein Geschäftsfreund das Leben genommen. Er hatte keine Krankheit, aber er war in grossen wirtschaftlichen Schwierigkeiten. Darf ich Sie geradeheraus fragen: Unter welchen Umständen wäre für Sie Selbstmord eine vertretbare Option? Ich meine jetzt nicht Sie persönlich; ich stelle die Frage allgemein. Ist Selbstmord in bestimmten Situationen legitim? Zum Beispiel bei massiven geschäftlichen Problemen? Oder sollte man sein Leben trotz allen Widrigkeiten weiterführen? Ich neige der zweiten Ansicht zu. F. M., Basel

Was ist ein Geschäftsfreund? Wohl ist es meistens kein eigentlicher Freund, sondern man ist mit ihm nur über das Geschäft verbunden. Sei dies, dass man ihn vom täglichen Geschäft her kennt oder gut mit ihm auskommt, aber im Weiteren eigentlich keine näheren Beziehungen hat oder haben möchte. Tragischerweise hat er sich das Leben genommen, weil er in wirtschaftlichen Schwierigkeiten steckte. Ich bin der Meinung, grundsätz-

lich darf man sich das Leben nicht nehmen, weil das Leben nicht in unserer Hand liegt.

Es gibt natürlich Ausnahmen, das hat es in der Geschichte immer wieder gegeben, dass anderen zuliebe oder für einen Erfolg für Dritte ein Selbstmord notwendig ist. Doch in diesem Fall scheint es eine Verzweiflungstat gewesen zu sein. Das gibt es vor allem bei Menschen, welche ihr ganzes Dasein an eine einzige Sache – an das Geschäft, den Reichtum oder das Ansehen – binden, so dass sie glauben, ihre ganze Existenz sei nur bei erfolgreichen Tätigkeiten gerechtfertigt, sonst wären sie nichts. Darum ist es dringend notwendig, dass man den Menschen stets zu verstehen gibt, dass sie als Menschen geschätzt werden, gleichgültig, wie erfolgreich sie sind.

Wer sich wegen wirtschaftlicher Schwierigkeiten das Leben nimmt, macht es, um allfälligen Problemen auszuweichen, und aus Angst, niemand mehr zu sein. Die wirtschaftliche Situation verbessert er ja durch seine Tat nicht, weder für sich noch für Dritte. Meines Erachtens sollte der Mensch auch wissen, dass das Leben auch dann hoffnungsvoll ist, wenn es einem hoffnungslos erscheint. Wer auf die Welt schaut, der wird sehen: Verloren ist das Leben auch in solchen Situationen nicht.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch.

Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.



«Ich freue mich auf eine Zukunft voller Gestaltungsmöglichkeiten.»

Ivy Klein
Leiterin Geschäftsentwicklung
Unternehmenskunden
zum selbstbestimmten Leben



Gigant der Linken

Der abtretende SP-Chef Christian Levrat hat die Schweiz stärker verändert als der Frauenstreik oder Greta Thunberg. Seine Partei dankt es ihm nicht. Sie müsste ihm ein Denkmal setzen.

Von Roger Köppel und Christoph Mörgeli

Dieser Abgang ist bitter. Die SP verlor bei den eidgenössischen Wahlen landesweit 2 Prozentpunkte, im Parlament vier Nationalrats- und vier Ständeratssitze. Das bedeutet das schlechteste Ergebnis der Partei seit Einführung des Proporz vor genau hundert Jahren. Noch bevor er den zweiten Wahlgang als Freiburger Ständerat gewonnen hatte, sägten prominente Genossen schon lautstark am Stuhl des obersten Sozialdemokraten. Die Zürcher SP-Regierungsrätin Jacqueline Fehr und der neugewählte Bündner SP-Nationalrat Jon Pult verlangten öffentlichkeitswirksam, dass Christian Levrat frischen, jüngeren und vor allem weiblicheren Kräften Platz mache.

Diesen Wunsch wird er ihnen im Frühling erfüllen. Das Freiburger Polit-Schergewicht tritt zurück, obwohl es mit seinen 49 Jahren noch lange nicht zum alten Eisen zählt. Der immer leicht gehetzt wirkende SP-Chef, dessen Anzug trotz zunehmender Leibesfülle über all die Jahre immer etwas zu gross blieb, ist kein Politiker des trendigen Zeitgeistes. Er gilt auch nicht als speziell eleganter Rhetoriker und schon gar nicht als Verkünder marxistischer Heilslehren. Im Grunde ist Christian Levrat nicht einmal ein grosser ideologischer Stratege. Dafür aber ist er ein um so brillanterer Architekt der Macht. Ein pragmatischer Praktiker und Taktiker des Kampfs um politischen Einfluss. Kein Sozialdemokrat vor ihm hat mehr getan für die Verwirklichung linker Anliegen in der Schweiz.

Jene jungen und vermeintlich jung gebliebenen Genossen, die ihn jetzt schmähtlich und schäbig zur Seite schieben, müssen erst noch beweisen, dass sie es besser können. Christian Levrat hat in seiner Amtszeit Enormes für ihr politisches Lager geleistet. Er hat die Schweiz weiter nach links geführt, als sie es jemals in der Geschichte des Bundesstaates war. Er ist ein Meister des gekonnten Muskelspiels, der wirksamen Drohung, des gnadenlosen Erkennens und Ausnützens der Fehler seiner Gegner. Früher oder später werden die sozialdemokratischen Nachwuchspolitiker erkennen, in welcher grossen Fussstapfen sie nach dem Giganten Levrat treten.

Ringens um Macht

2008 wurde der Jurist und Kommunikations-gewerkschafter mit 38 zum nationalen Parteipräsidenten gewählt, um es elf Jahre lang zu bleiben. Nur Parteikollege Helmut Hubacher und SVP-Präsident Ueli Maurer harrten länger



Meister des gekonnten Muskelspiels: Polit-Schergewicht Levrat.

im aufreibenden Amt aus. Bereits 2007 hatte Levrat allerdings jenes Meisterstück geliefert, das seine ersten acht Präsidentsjahre prägen sollte: die Abwahl von Christoph Blocher aus dem Bundesrat.

Gemeinsam mit dem damaligen Ständerat Alain Berset verfasste Christian Levrat einige Monate zuvor das Buch «Changer d'ère» («Für ein neues Zeitalter»). Beide sassen seit 2003 im Parlament und erlebten oder erlitten die gesamte Amtszeit von Bundesrat Blocher, genauso wie das dominante Auftreten seiner siegesgewohnten SVP. In ihrer Analyse stellten sie fest, dass eine SVP/FDP-Mehrheit die Landesregierung beherrsche und die Schweiz nach ihren «neoliberalen» Konzepten umbauete. Die Nationalbank – so die beiden Autoren – beschränkte sich auf die Bekämpfung der Inflation, statt für Vollbeschäftigung zu sorgen. Die bürgerliche Steuerpolitik verfolge eine gigantische Umverteilung von unten nach oben.

Dann richteten die beiden Jungpolitiker Levrat und Berset ihr Augenmerk auf den Staat. Anstelle eines Bundesrats mit dem Unternehmer Blocher als Dominator und dem Unternehmensberater Hans-Rudolf Merz im Schlepptau müsse Mitte-links wieder die Herrschaft im Gremium übernehmen. Die SP-Vision ging dahin, die Macht im Staat mit seinen gewaltigen wirtschaftlichen Einflussmöglichkeiten eines Bundeshaushalts von damals 55 Milliarden Franken zu übernehmen. Diese enorme Summe biete der Politik die einmalige Gelegenheit, die Arbeitslosigkeit zu bekämpfen und den Sozialstaat auszubauen. Es fällt auf, dass die Freiburger Sozialdemokraten darauf verzichteten, bei ihren Analysen und Visionen ökologische Forderungen einzubeziehen. Dafür hätte deren damalige Schlussfolgerung die SVP aufschrecken müssen: Sie verlangte nämlich einen Pakt mit der CVP, um diese aus dem bürgerlichen Lager herauszulösen und eine breitere Mitte-links-Allianz zu schmieden mit dem Ziel, das bürgerliche Bollwerk Blocher wegzusprennen.

Die Gesamterneuerungswahlen des Bundesrates vom 12. Dezember 2007 wurden für Levrat zum heimlichen Triumph. Der SP war es an den Vortagen gelungen, die Bündner SVP-Regierungsrätin Eveline Widmer-Schlumpf als einzig mögliche parteiinterne Gegenkandidatur zu Blocher zu eruieren. In sorgfältiger Planung wurde eine Mehrheit der CVP für eine Abwahl Blochers gewonnen, und auch sämtliche FDP-Nationalräte aus der Romandie schlossen sich diesem Ziel an. Dabei spielte der von Levrat bewunderte freisinnige Bundesrat Pascal Couchepin – dessen Staatsverständnis mehr demjenigen der SP als dem der SVP entsprach – eine entscheidende Rolle. Der Abwahlcoup war aus Sicht der Linken sensationell – und alles andere als selbstverständlich. Levrat köpfte die SVP im Moment ihres grössten Wahltriumphs, während die SP nach schlechten Wahlen geschwächt

war. Blocher abzusagen, schien unmöglich, doch Levrat brachte es fertig. Sein Geniestreich dabei war, wie er CVP-Chef Christophe Darbellay ins Boot geholt hatte.

Goldene Jahre für die Roten

Und nicht nur dies: Zusammen mit SP-Nationalrat Andrea Hämmerle identifizierte Levrat rechtzeitig das willige Instrument der Blocher-Abservierung, eine Ersatzkandidatin, die vermutlich einzige geeignete SVP-Politikerin, die sich für ein solches Manöver hergeben würde, gleichsam die Achillesferse der sonst fugendicht geführten Partei: Eveline Widmer-Schlumpf. Sie war das trojanische Pferd, mit dem die Levrat-Linke taktisch brillant die Schweiz nach links manövrierte.

Gut zwei Monate nach dem Amtsantritt der Bündnerin übernahm der Freiburger das SP-Präsidium von Hans-Jürg Fehr, der die Verantwortung für den enttäuschenden Ausgang der eidgenössischen Wahlen übernahm. Auf Fehrs Konto ging gleich auch noch die Niederlage bei der Abstimmung über die Unternehmenssteuerreform II. Für Levrat als Vertreter einer wenig erfolgsverwöhnten linken Minderheit folgte danach aber sogar für ihn selber eine überraschend erfreuliche Zeit.

Während zweier Legislaturen zog Christian Levrat in seinen goldenen Jahren zwischen 2008 und 2015 fast nach Belieben die Strippen einer Mitte-links-Regierung, in der seit 2012 obendrein sein enger Vertrauter Alain Berset sass. Die strahlende Wahlsiegerin SVP, die eben noch von einer «konservativen Revolution» geträumt hatte, war nach dem Trauma der Blocher-Abwahl weitgehend mit sich selber und der Abspaltungsbewegung der BDP beschäftigt. Widmer-Schlumpf hat – wie ihren Wählern im Parlament durchaus bewusst war – keinen einzigen entscheidenden SVP-Programmpunkt mitgetragen. Ihr war vollkommen klar, wem sie ihre Wahl verdankte. Wollte sie eine Wiederwahl anstreben, musste sie sich als verlässliche Partnerin der Levrat-Mehrheit von Mitte-links bewähren.

Zur Genugtuung der SP kehrte Justizministerin Widmer-Schlumpf zu einer wesentlich größeren Asylpolitik zurück, so dass die Asylgesuche rasch wieder anstiegen. Später sorgten die Linken dafür, dass auch die vielen vorläufig aufgenommenen «Flüchtlinge» Anrecht auf Familiennachzug erhielten. Widmer-Schlumpf entfernte systematisch die von Blocher eingesetzten Chefsbeamten. Auch nachdem die Bündnerin 2010 ins Finanzdepartement gewechselt hatte, politisierte sie ganz nach dem Gusto der SP. Zielstrebig begrub sie das Bankkündengeheimnis für Ausländer und führte zahlreiche einschneidende Regulierungen und den automatischen Informationsaustausch in Steuer-sachen ein. Nach Fukushima wechselte sie abrupt ins Lager der Atomgegner und half mit, die linke Energiestrategie 2050 umzusetzen.

Der Bundesrat auferlegte den Unternehmen Lohnanalysen betreffend Geschlechter und deren externe Kontrolle («Lohnpolizei»). Sogar Frauenquoten in börsenkotierten grossen Firmen fanden eine Mehrheit. Er führte einen Formularzwang für Mieten ein und verlangte die Ausdehnung der Ungültigkeitsgründe von Volksinitiativen. Gleichzeitig trieb der Bundesrat unter dem geschmeidigen Didier Burkhalter die institutionelle Bindung mittels EU-Rahmenvertrag voran. Levrat sozialdemokratisierte die bürgerliche Schweiz.

Dominator von Mitte-links

Im Parlament schuf sich der SP-Chef paradiesische Zustände: BDP, CVP und Grünliberale stimmten bei deutlich über der Hälfte der Abstimmungen gemeinsam mit Rot-Grün. Die Aufwendungen für die Entwicklungshilfe erreichten neue Höchstwerte, die Bundesverwaltung wurde immer stärker aufgebläht. Levrat setzte für den Arbeitsmarkt einschneidende Dauerregulierungen für «flankierende Massnahmen» durch, inklusive Druck zu Gesamtarbeitsverträgen, paritätischen Kommissionen, Strafmassnahmen und Kontrollorganen.

Bei einer denkwürdigen Volksabstimmung schoss die Linke dank gütiger Mithilfe einiger Bürgerlicher das Kampfflugzeug Gripen ab und drängte erfolgreich auf einen möglichst geringen Armeebestand. In Levrats Amtszeit sind die Bundesausgaben von 66 auf 75 Milliarden Franken gestiegen. Unbeirrt machte er sich an die Realisierung seines in «Changer d'ère» formulierten strategischen Ziels, den Sozialstaat auszubauen.

Die Kosten für soziale Wohlfahrt explodierten in der Folge von 17 auf 24,15 Milliarden Franken. Mittlerweile kostet der Sozialstaat den Bund viel mehr als Bildung, Sicherheit, Beziehungen zum Ausland und Landwirtschaft zusammen. Per 2011 erfolgte eine Erhöhung der Mehrwertsteuer zur Sanierung der Invalidenversicherung. Der Bundesrat gab seinen Widerstand gegen die Übernahme der von den Linken seit Jahren geforderten Sozialstandards der Europäischen Menschenrechtskonvention auf. Die einstige «Anschubfinanzierung» für Krippenplätze wurde zur ständigen Subventionsaufgabe. Die SP vermochte auch den öffentlichen Verkehr weitgehend nach ihren Vorstellungen auszubauen und den Angriff von rechts auf den Quasimonopolisten SRG abzuwehren.

Wo nötig, kannte Levrat keine Berührungsängste. 2009 forderte er im Nachgang der UBS-Rettung gemeinsam mit Christoph Blocher und Nicolas G. Hayek eine höhere Eigenkapitalquote und bessere Organisationsstrukturen für die systemrelevanten Banken. Vorübergehend schien die Annahme der SVP-Masseneinwanderungsinitiative Levrats liebstes Spiel zu stoppen, das darin bestand, den Preis für die

Erhaltung der EU-Personenfreizügigkeit immer höher zu treiben. Doch gelang ihm das Kunststück, in einem Pakt mit FDP und CVP den Volkswillen auszuhebeln und dem Verfassungsauftrag unter Verweis auf internationales Recht die Umsetzung zu verweigern.

Christian Levrats beste Zeit endete 2015 mit der Rückkehr zu einer SVP/FDP-Mehrheit in Bundesrat und Nationalrat. Doch die Bürgerlichen – uneinig wie eh und je – machten wenig aus ihrem Wahlsieg und scheiterten oft genug am Ständerat, wo Levrats seinen Einfluss kräftig geltend machte. Die Bruchlandung der Unternehmenssteuerreform III vor dem Volk war ein weiteres Glanzstück seiner Präsidentschaft. Dasselbe gilt für die Verknüpfung der Steuervorlage 17 mit einer AHV-Gegenfinanzierung. Der SP-Chef scheute sich keinen Moment, die Schweizer Grossbanken zu erpressen, indem er ihnen androhte, «klimaschädliche Investitionen» verbieten zu lassen. Die angehäuften Währungsreserven der Nationalbank sind ein unverhohlenes Ziel linker Begehrlichkeiten; nur zu gerne möchte Levrats diese Milliarden zugunsten des Sozialstaats anzapfen.

Wenn immer er Mitte-links-Mehrheiten gefährdet sah, schüchtern er reflexartig die Freisinnigen ein, um sie gefügig zu machen. Christian Levrats stilisierte Bundesrat Ignazio Cassis zum Lieblingsgegner («Praktikant»), während er in Karin Keller-Sutter eine neue valable Erfüllungshelfin zugunsten der Linken erkannte. Die ehrgeizige Justizministerin soll jetzt im Sinne der SP die Überbrückungsrenten einführen und den Abstimmungskampf über die Begrenzungsinitiative gewinnen.

Jetzt kommen die Schlanken, die Coolen

Der zähe Freiburger hat die Schweiz mehr verändert als der Frauenstreik oder Greta Thunberg. Gegen rechnerisch rechte Mehrheiten in einem konservativen Land setzte er über mehrere Banden seine sozialdemokratische Agenda durch. Klar, auch unter ihm schmolzen der SP die Wähler weg. Doch anders als in Frankreich, Deutschland oder Österreich hielt sich Levrats SP besser, weil ihr der Parteipräsident den Mehrwert institutioneller Macht verschaffte, wenn auch nicht eine neue gedankliche Basis.

Die Verluste bei den Wahlen kann man Levrats nicht direkt anlasten. Auch gibt es in der SP keinen Rivalen, der eine andere programmatische Ausrichtung gefordert hätte. Ein Blick über die Grenzen nach Deutschland zeigt, dass dort die Sozialdemokraten noch viel massiver abstürzten. Jetzt übernehmen in der SP Schweiz die Jungen, die Grünen, die Urbanen, die Frauen, die Schlanken, die Coolen das Kommando. Levrats wirkt in seiner eigenen Partei inzwischen wie aus der Zeit gefallen, gewichtsmässig, modisch, generell beim Lifestyle. Zu Hause hat er keine WG. Seine Frau passt auf die Kinder auf.

Levrats ist der Gigant der Linken. Sie sollten ihm ein Denkmal setzen.

Kuprechts Klartext

Wenn SVP-Ständerat Alex Kuprecht seine Stimme erhebt, brennt es meist schon lichterloh. Mit einer Viertelmilliarde Franken für die Überbrückungsrente wolle der Bundesrat seine Europapolitik absichern. Tatsächlich drohe das Ganze aber noch viel teurer zu werden. *Von Hubert Mooser*

Alex Kuprecht, bald 62 Jahre alt, Vater von zwei erwachsenen Kindern, pensionierter Relation Manager der Basler Versicherung, ist seit 2003 Ständesvertreter von Schwyz mit SVP-Parteibüchlein. Auffällig an ihm ist vor allem der Familienname: «Die Kuprechts waren Ritter, die aus Süddeutschland einwanderten», erklärt er. Googelt man danach, spuckt die Suchmaschine jedoch Treffer zu Knecht Ruprecht aus – zum Begleiter des Samichlaus, in der Schweiz besser bekannt als Schmutzli. Natürlich kann man Kuprecht nicht mit diesem finsternen Gesellen vergleichen, auch wenn er in Bern manchmal die Fitze schwingt, wie jetzt wegen der Überbrückungsleistung für über 60-jährige Arbeitslose.

Kuprecht sagt: «Unser Sozialnetz ist gut ausgebaut. Wir haben eine AHV, eine IV, die zweite Säule, wir haben Ergänzungsleistungen – und, wenn alle Stricke reissen, die Sozialhilfe.» Trotzdem wolle der Bundesrat jetzt für über 60-Jährige ein neues Netz aufspannen – mit Leistungen, die wesentlich höher seien als bei der Sozialhilfe. «Das ist völlig unnötig.»

Geschenk an Linke und Gewerkschaften

Es ist Montagmittag, in wenigen Stunden nimmt der Ständerat die Beratungen wieder auf. Am Nachmittag ist die Begrenzungsinitiative der SVP traktandiert, welche die Zuwanderung aus der EU drosseln will. Genau wegen dieser Initiative hat Bundesrätin Karin Keller-Sutter mit dem Arbeitgeberverband und den Gewerkschaften einen Deal eingefädelt: «Massnahmen zur Förderung des inländischen Arbeitskräftepotenzials» nannte sie das Paket vor den Medien. Tatsächlich ist es ein Geschenk an Linke und Gewerkschaften.

Kuprecht ist eigentlich ein Fan der St. Gallen im Justizdepartement. «Aber hier bin ich mit ihr nicht einverstanden.» Es gehe bei diesen Bemühungen doch nur um Europapolitik. Erstens wolle man im kommenden Mai die SVP-Initiative bodigen, zweitens eine gute Ausgangslage schaffen für den umstrittenen Rahmenvertrag. «Dafür will man jetzt ein neues, sehr kostspieliges Sozialwerk basteln», sagt Kuprecht. Viel Zeit für Erklärungen hat er nicht. Man sagt ihm zwar nach, dass er Ordnung liebt, sein Zeitplan ist heute aber durcheinander geraten.

Eine Stunde verspätet kommt er zum Interviewtermin und entschuldigt sich sogleich:

«Die vorhergehende Sitzung hat etwas länger gedauert.» Dann geht es hinauf in den dritten Stock des Bundeshauses, direkt unters Dach, dorthin, wo Fraktionszimmer und Arbeitsplätze der Parlamentarier sind. Hier könne man ungestört diskutieren, erklärt Kuprecht und setzt sich in einen der schwarzen Sessel, die in den Gängen aufgestellt sind.

Ehrliche Haut

Alex Kuprecht ist eine ehrliche Haut. Wenn er sich sorgt, der Bundesrat könnte Hunderte Millionen von Steuerfranken mit dem Aufbau eines unnötigen Sozialwerkes verpulvern, sagt er das nicht aus parteipolitischen Kalkül. Die Sozialversicherungen sind sein Terrain, hier kennt er sich als Versicherungsfachmann aus wie fast kein anderer im Parlament. Was stört ihn an der Überbrückungsrente?

«Bei der Sozialhilfe muss man den Bedarf ausweisen, bei der Überbrückungsrente nicht», gibt er zur Antwort. Es gebe Pauschalbeträge für alles und jedes: einen Grundbetrag, Zuschüsse für den Mietzins, die Krankenversicherung und bei Hausbesitzern sogar für den Hypothekarzins. «Das kann für ein Ehepaar pro Jahr bis zu 87000 Franken ausmachen», rechnet er vor. «Ein Alleinstehender kann auf bis zu 58350 Franken kommen.» Wenn man also all die möglichen Zuschüsse

«Wenn wir in eine Rezession schlittern, wird die Zahl der Fälle explosionsartig zunehmen.»

zusammenrechnen, komme jemand mit der Überbrückungsrente unter Umständen auf einen höheren Lohn, als er in seinem Beruf verdienen würde. Ist das gegenüber den Arbeitenden zu rechtfertigen?

Dann findet es Kuprecht auch etwas übertrieben, dass der Bund für 2000 bis 4500 Fälle pro Jahr ein neues Sozialwerk schaffe, das dann jährlich Kosten von 240 Millionen Franken verursachen werde. Der Bundesrat setze damit ein falsches Signal gegenüber der Wirtschaft. «Wenn wir in eine Rezession schlittern, wird die Zahl der Fälle explosionsartig zunehmen», warnt er. Es sei möglich, dass dann 8000 bis 10000 Leute davon profitieren würden, mit happigen Folgekosten für den Bund. Die Überbrückungsrente sei eine Ein-



Seine Leidenschaft ist der Swing: Schwyzer Urgestein Kuprecht.

ladung an Unternehmer, in Krisenzeiten 58-jährige Mitarbeiter zu entlassen – weil diese zuerst zwei Jahre Arbeitslosengeld beziehen könnten und dann bis zur ordentlichen Pensionierung eine Überbrückungsleistung. Im Waadtland, wo man eine solche Rente 2011 einführt, hätten sich die Ausgaben in sieben Jahren verzehnfacht.

Mit seiner Haltung ist Kuprecht für einmal auf Parteilinie. Sonst ist die Beziehung zwischen ihm und der SVP schwierig und kompliziert. Der Schwyzer gilt im Rat als eigenwilliger Politiker, wie CVP-Ständerat Beat Rieder ihn charakterisiert. Peter Föhn, der mit ihm acht Jahre den Kanton Schwyz vertrat, bezeichnet ihn als «klassischen Ständerat». Beide wollen damit sagen, dass Kuprecht sich nicht vor den Parteikarren spannen lässt. Er trägt zwar das Gedankengut der SVP mit, schert aber manchmal aus. Das zeigte sich am deutlichsten bei der Zusammenarbeit mit Peter Föhn im Ständerat, die bei Standesinteressen sehr gut war, nicht immer aber bei allgemeinen Themen.

Föhn bestätigt, dass es Differenzen gegeben habe, und begründet dies mit unterschiedlichen Lebensentwürfen. Kuprecht sei Versicherungsfachmann, er Unternehmer. Da sei man bei Themen halt nicht immer derselben Meinung. Im Grunde ist es noch einfacher: Bevor Föhn Ständerat wurde, sass er lange Jahre im Nationalrat, wo die Parteidisziplin strikter ist.

Das prägt. Kuprecht wurde dagegen als Kantonsratspräsident 2003 direkt in den Ständerat gewählt.

Kuprechts grosse Leidenschaft ist der Swing: Glenn Miller, James Last und natürlich die Let's Go Big Band aus Einsiedeln. Aber mit seinen Kollegen in Bern tanzt er selten den Foxtrott. Er sei nicht gerade einer von der geselligen Sorte, sagen Parteikollegen über ihn. Bei den Fraktionssessen und Ausflügen sieht man ihn so gut wie nie. Manchmal habe er einfach genug, sagt Kuprecht.

Das versteht man etwas besser, wenn man die ungewöhnlich lange Liste seiner parlamentarischen Mandate anschaut. Kuprecht ist Mitglied der Geschäftsprüfungskommission, der Geschäftsprüfungsdelegation, der Sicherheits- und der gesundheitspolitischen Kommission. Dazu kommen noch diverse Mandate in parlamentarischen Delegationen. Er ist ausserdem Vizepräsident des Ständerates und wird 2020/2021 wohl Ständeratspräsident. Beruflich stand er bis letztes Jahr als Relation Manager im Sold der Basler Versicherung. Da bleibt nicht mehr viel Zeit für ein Bier nach einer langen Sitzung.

Kritiker des Wurmplakats

Aufgefallen in Bern ist Kuprecht besonders als Präsident der Geschäftsprüfungskommission und als Mitglied der Geschäftsprüfungs-

delegation, wenn es beim Bund wegen des Geheimdiensts oder anderer Geschichten wieder einmal brannte. In solchen Situationen redet Kuprecht meistens Klartext: So empfahl er seinen Ratskollegen, sie sollten die damalige Aussenministerin Micheline Calmy-Rey nicht zur Bundespräsidentin wählen, weil sie vertrauliche Informationen zu den von Libyens Diktator Muammar Gaddafi festgehaltenen Schweizer Geiseln ausgeplaudert habe. Als in Deutschland ein Schweizer Spion aufflog, sagte Kuprecht: «Der NDB hatte eine eigene Rechtsauffassung, er handelte rechtswidrig.» Das trug ihm den Applaus der Medien und des Publikums ein.

Seinen Parteikollegen machte er es aber nicht immer einfach. So stellte er sich bei der 6. IV-Revision, die von der SVP bekämpft wurde, auf die Seite der Befürworter. Bei anderer Gelegenheit liess er durchblicken, er hoffe, dass die SVP kompromissbereiter werde und Allianzen mit den anderen bürgerlichen Parteien eingehe. 2012 gab es wegen Kuprecht besonders viel Wirbel: Er wurde zuerst als Vizepräsident der SVP-Fraktion gewählt, stand dann aber nicht zur Verfügung. Vor den eidgenössischen Wahlen 2019 gehörte er zu den Kritikern des Wurmplakates.

Bei der Überbrückungsleistung für über 60-Jährige passt jetzt aber beides wieder einmal zusammen: Kuprecht und die SVP. ○

Stiller Absturz

Ob Bildung, Freiwilligenarbeit oder schlanker Staat: Die Solid-Schweiz befindet sich im Niedergang.

Von Peter Keller

«Die Schweiz lebt von der aktiven Mitarbeit der Bürger in Gemeinde, Kanton und Bund. Erlahmt diese, dann erlischt auch ein Staatswesen wie die Schweiz», definierte der frühere Diplomat und Publizist Paul Widmer einmal das spezifische Verhältnis zwischen Staat und Bürger in der Schweiz. Die Miliz als Grundpfeiler der Gesellschaft: dass sich die Bürgerinnen und Bürger engagieren in Vereinen oder in der Feuerwehr, dass sie sich ehrenamtlich zur Verfügung stellen für politische Kommissionen und Ämter, für soziale und kirchliche Institutionen.

Doch die Miliz ist bedroht, eine stille Erosion ist im Gange: Beteiligte sich 1997 noch jeder Vierte an Freiwilligenarbeit, ist es mittlerweile nur noch jeder Fünfte. Dabei tun sich drei markante Gräben auf. Um es in einem Satz zusammenzufassen: Das freiwillige, wenn man so will, soziale Engagement ist viel ausgeprägter auf dem Land (23,4 Prozent) als in den Städten (16,2 Prozent), bei Schweizern (23,0 Prozent) als bei Ausländern (8,3 Prozent), in den deutschsprachigen Regionen (21,7 Prozent) als in der lateinischen Schweiz (rund 14 Prozent). Eine Trendumkehr ist nicht in Sicht. Wo die Bereitschaft fehlt, freiwillig Aufgaben zu übernehmen, muss der Staat einspringen.

Teurer, mächtiger, gefrässiger — In der Wintersession wird jeweils der Bundeshaushalt für das kommende Jahr verabschiedet. Für 2020 sind über 75 Milliarden Franken geplant. Vor zehn Jahren beliefen sich die Ausgaben des Bundes noch auf 59,8 Milliarden Franken. Das rasante Wachstum wird gerechtfertigt mit der ebenfalls stark gestiegenen Bevölkerungszahl: mehr Menschen gleich mehr Aufwand für den Staat.

Das klingt logisch, jedenfalls dann, wenn die Ausgaben pro Kopf einigermaßen stabil geblieben wären – was nicht der Fall ist: Allein seit 2010 sind die Bundesausgaben pro Kopf um 910 Franken auf 8439 Franken angestiegen. Anders gesagt: Der Schweizer Staat wird immer teurer, mächtiger, gefrässiger.

Bildungsniveau im Sinkflug — Auch wenn solche Tests mit Vorsicht zu betrachten sind: Die neuen Pisa-Ergebnisse 2018 zeigen beunruhigende Trends auf. In allen drei gemessenen Bereichen – Lesen, Mathematik, Naturwissenschaften – geht es abwärts mit der Schweiz, und zwar anhaltend seit 2009.

Besonders beschämend: Jeder vierte Schulabgänger erfüllt die Mindestkompetenz im Lesen nicht. Das heisst, er ist nicht fähig, die wichtigsten Inhalte eines Textes zu verstehen.

Wohlstandsverlust für den Einzelnen

Wie steht es um den Wohlstand in der Schweiz? Das Bruttoinlandprodukt (BIP) gibt Auskunft über die Wertschöpfung und Produktivität eines Landes. Tatsächlich gehört das schweizerische BIP mit gut 81 000 Franken pro Kopf nach wie vor zu den höchsten weltweit. Deutschland kommt umgerechnet auf 47 000 Franken je Einwohner. Es gibt allerdings eine Zäsur seit 2008: Das BIP der Schweiz wächst insgesamt, aber stagniert pro Kopf. 2008 war das erste Jahr der vollständigen Personenfreizügigkeit mit der EU. Die hohe Zuwanderung hat das BIP zwar gesteigert, aber nicht qualitativ, nicht spürbar für den einzelnen Bürger.

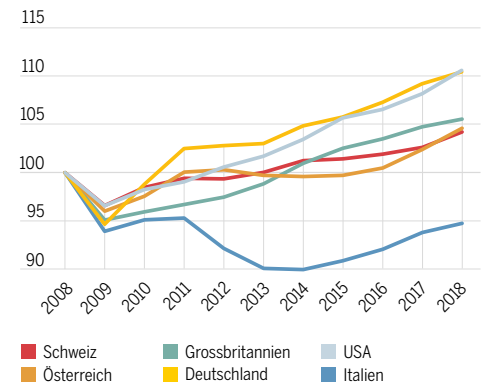
Im Gegenteil: Er muss die negativen (Kosten-)Folgen der unkontrollierten Zuwanderung tragen (Staus, überfüllte Züge, Integrationsprobleme an den Schulen), ohne persönlich vom Wohlstandsgewinn profitieren zu können. Das unterstreicht auch der Vergleich mit anderen Staaten: Deutschland, die USA, aber auch Grossbritannien zeigen seit 2009 eine viel dynamischere Entwicklung des BIP pro Kopf und damit auch der Arbeitsproduktivität als die Schweiz.

Durchbeissen war einmal — In den Glasfenstern der Bundeshauskuppel wird ihnen eindrücklich gehuldigt: den Textilarbeiterinnen und Stahlkochern, den Hafentarbeitern und Bäuerinnen – die Schweiz, die Nation der stolzen Berufsleute. Wenn es um die Vorzüge unseres Landes geht, heben Politiker aller Parteien gerne das duale Bildungssystem hervor: dass die Mehrheit der jungen Schulabgänger eine praxisnahe Berufsbildung absolviert. Sie ist verantwortlich für die tiefe Jugendarbeitslosigkeit und den Nachschub von Fachkräften für die Unternehmen.

Doch das Bild zeigt Risse: Viele Lehrstellen bleiben unbesetzt, der Anteil der jungen Menschen, die eine Berufsbildung beginnen, ist rückläufig. Durchbeissen war einmal: Jeder vierte Lehrvertrag wird vorzeitig aufgelöst. In der Genferseeregion ist es sogar jedes dritte Lehrverhältnis.

BIP pro Kopf ausgewählte Länder

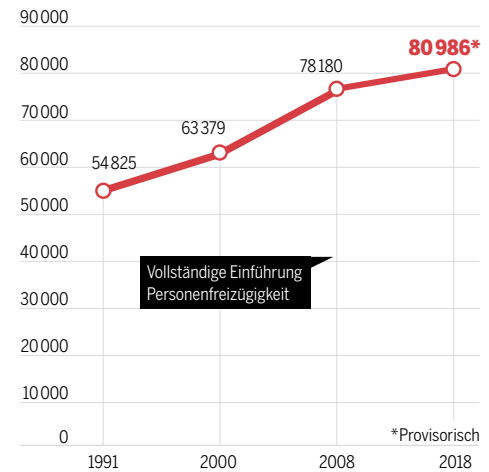
Entwicklung 2008–2018, indiziert (real, 2008=100)



QUELLE: ENTWICKLUNG DER ARBEITSPRODUKTIVITÄT 2008-2018, SECO, 2019

BIP pro Kopf Schweiz

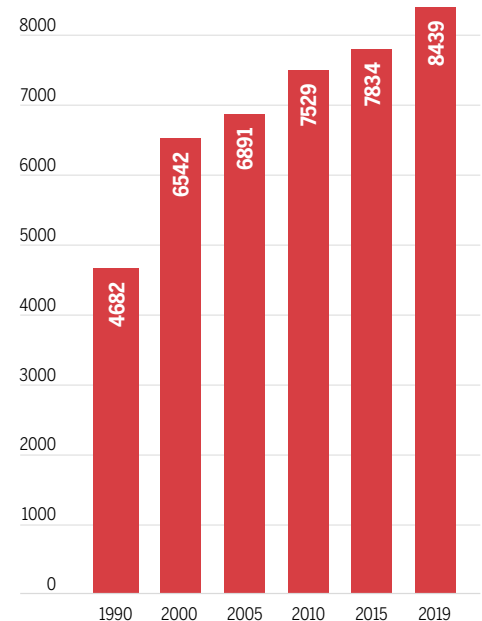
Entwicklung 1991–2018, in Franken



QUELLE: BUNDESAMT FÜR STATISTIK, 2019

Entwicklung der Bundesausgaben

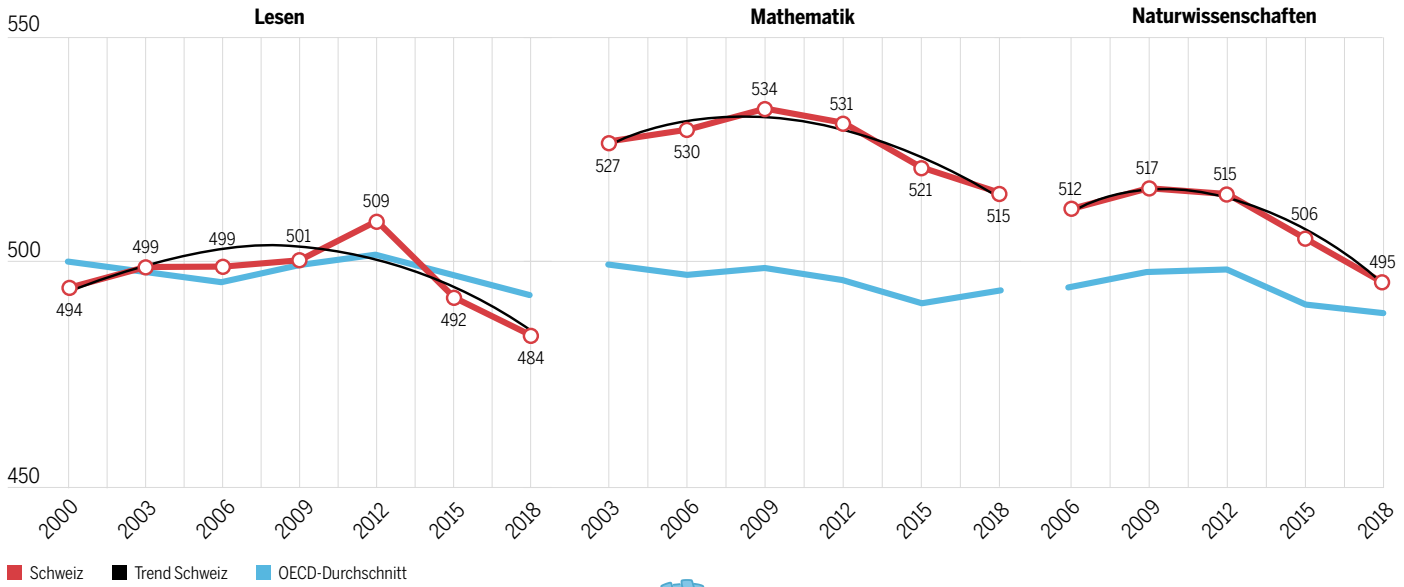
Pro Kopf, 1990–2019, in Franken



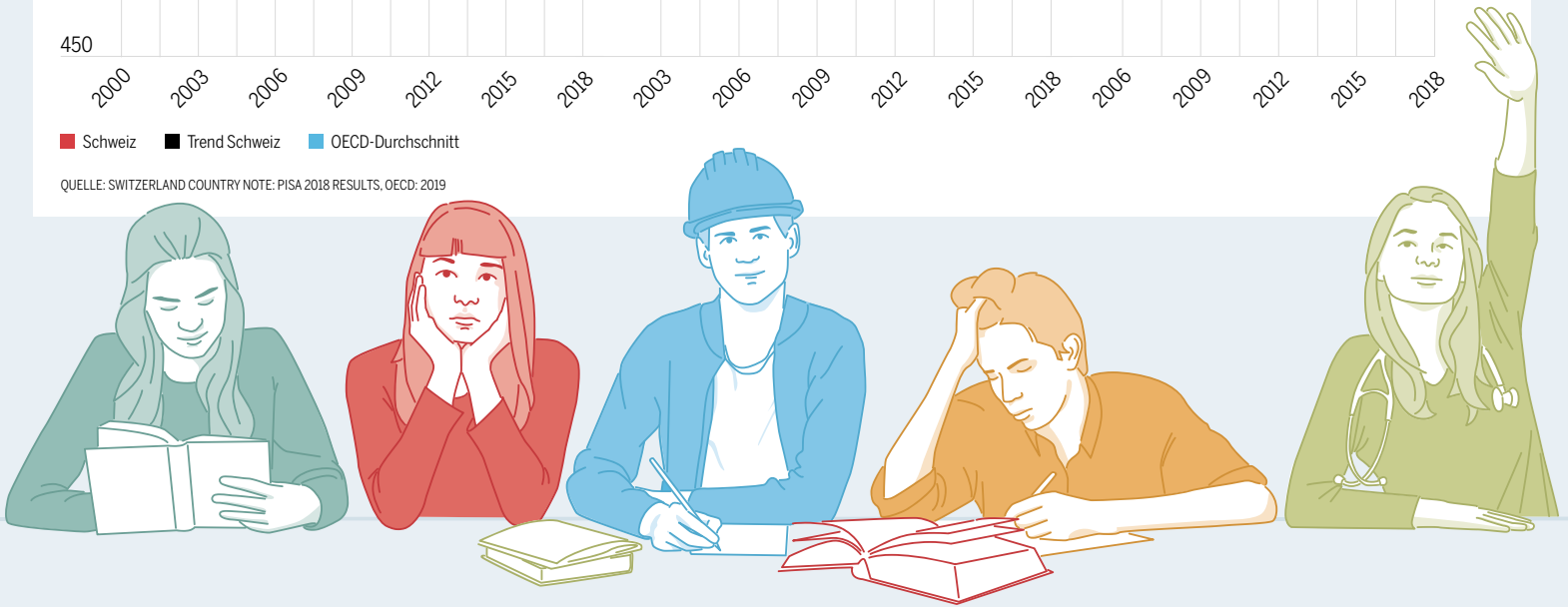
QUELLE: BUNDESAMT FÜR STATISTIK, Eidgenössische Finanzverwaltung

Pisa-Trends

In Punkten



QUELLE: SWITZERLAND COUNTRY NOTE: PISA 2018 RESULTS, OECD: 2019

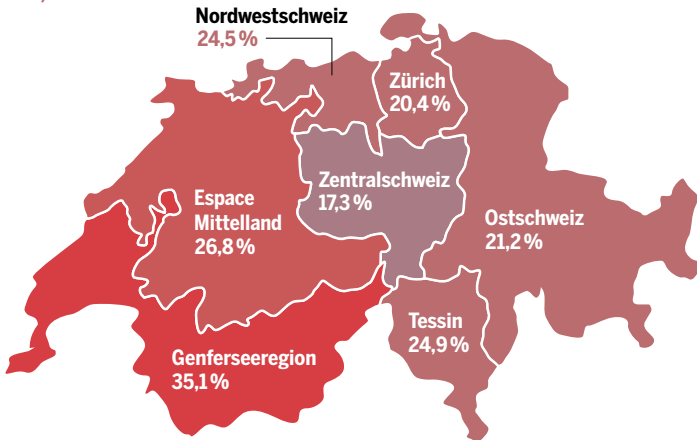


Lehrvertragsauflösungen in der Schweiz

Nach Regionen, 2016, in Prozent

Durchschnitt

24,4 %

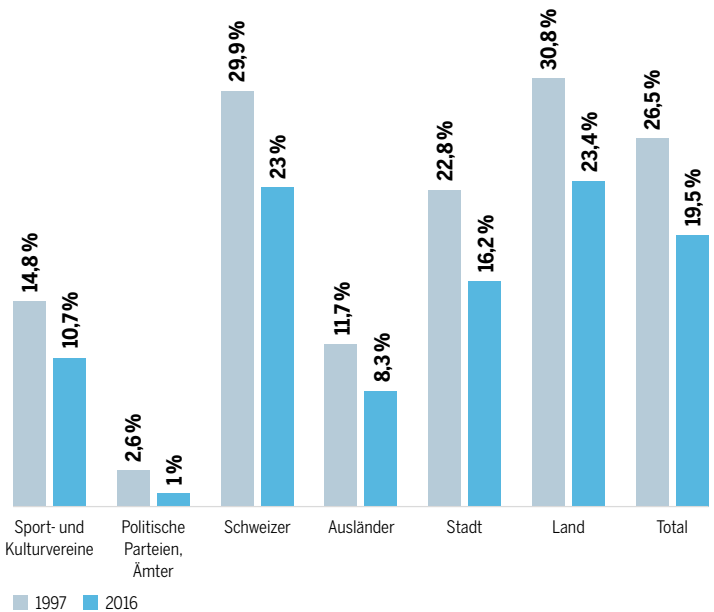


■ Unter 20 % ■ 20%–25 % ■ 26%–30 % ■ Über 30 %

QUELLE: OBS EHB, 2016

Beteiligung der Bevölkerung an Freiwilligenarbeit

Bevölkerung ab 15 Jahren, 1997 und 2016 im Vergleich, in Prozent



QUELLE: BUNDESAMT FÜR STATISTIK, SCHWEIZERISCHE ARBEITSKRÄFTEERHEBUNG, 2016

Als Kind wollte sie Prinzessin werden

In der Schule war Dzana Cehic eine Aussenseiterin. Heute ist sie die einflussreichste Influencerin der Schweizer Jugendlichen. Hunderttausende Teenies fragen die Kita-Praktikantin um Rat. Dass ihre Fans so in ihre Ratschläge vernarrt sind, überrascht die 16-Jährige selbst. *Von Roman Zeller*

Sonntagmorgen, eine Fahrstunde von Zürich entfernt. Schafe grasen vor einem Wohnblock, wo Dzana Cehic, 16, bereits im Türrahmen wartet. Schwarzes Top, gleichfarbige Hosen. Ihre Lippen und die noch voluminöseren Wimpern, die aufgeklebt sind, stechen ins Auge. Eine Stunde habe sie heute für ihr Styling gebraucht, sagt Cehic. Für sie sei das schnell, fügt sie an. Haare und Make-up können sonst gut zwei Stunden benötigen. «Alles soll so aussehen, wie ich mir das vorstelle», gesteht die «kleine Perfektionistin», wie sie sich selbst nennt.

Ihre Erscheinung bezeichnet sie als «Wochenend-Look» und wechselt zum Du: «Ich bin ja erst sechzehn.» Sie bittet ins Wohnzimmer, wo sie dann jeweils – am Samstag und Sonntag – ihre Bilder «shoote», die sie während der Woche über Social Media postet. Am Vorabend war sie noch auf Instagram zu sehen. «Sie ging live», heisst das, wenn jemand Einblick in Echtzeit gewährt. Sie trug einen weissen Kapuzenpullover, mit dem sie meist ihre Haare bedeckte, dazu runde Ohrringe, die so gross waren, dass sie bis zum Hals reichten. Dzana rauchte Schischa, sang Lieder und forderte ihre Community dazu auf, Fragen zu stellen. «Harte Schale, weicher Kern», habe sie verkörpern wollen. «Dzzyzzle» lautet ihr digitales Pseudonym – ihre «zweite Persönlichkeit».

650 000 Follower

Die Masche scheint erfolgreich zu sein: Auf Instagram erreicht Dzana 650 000 User. Über die Plattform Snapchat sehen pro Woche 1,2 Millionen Menschen, was sie alltäglich beschäftigt und wie sie – so nennt sie das – «Blöd-

Teilt sie ein Bild von sich,
drücken innert einer Minute
3000 Leute den Herzchen-Knopf.

sinn» vor der Kamera macht. Hinzu kommen 142 000 Follower auf Tiktok, dem chinesischen Videonetzwerk. In einer Analyse des Uno-Kinderhilfswerks Unicef konnte von der gesamten Schweizer Influencer-Szene unter 21 Jahren niemand eine grössere Community als Dzana vorweisen. «Das sind die jüngsten Schweizer Meinungsmacher», stand über der Publikation. Dzana, die «nebenbei» Kita-Praktikantin ist, gilt als einflussreichste ihrer Zunft.



«Bei Social Media weiss ich genau, wo meine Stärken liegen»: Jugend-Orakel Dzana.

Was heisst das? Dzana zückt ihr Handy. Sie sagt, wenn sie die «Push-Notifications» einstelle, die Benachrichtigungen auf dem Sperrbildschirm, dann stürze ihr Gerät ab. Teile sie ein Bild von sich auf Instagram, drückten 3000 Leute sofort den Herzchen-Knopf – «innerhalb von einer Minute». Ihr Handy überfordere das total, weiss sie. Ebenso, wenn sie ihre 650 000 Menschen grosse Instagram-Community – über 70 Prozent davon sind unter 24 Jahre alt – auffordert: «Ask questions», zu Deutsch: «Stell Fragen.»

Sie nehme sich, so gut es gehe, Zeit, alle Fragen zu beantworten. Die drängendsten Themen veröffentliche sie mit ihren Ratschlägen. Von Fremdfirten («Verheimlichen geht gar nicht») über Sex mit dem Ex («Nein, nein, nein – es ist aus einem Grund der Ex») bis hin zu «Freundschaft zwischen Frau und Mann, ist das möglich?» («Für die einen klappt's, für die anderen nicht») – die Themen gleichen sich. «Beziehungsfragen werden mir am meisten gestellt», sagt Dzana. «Soll ich eine Fernbeziehung eingehen? Oder: Ich wurde betrogen, was soll ich tun?» Viele der Jugendlichen beschäftigten zudem Selbstzweifel. Immer wieder poppten bei ihr Fragen zu Mobbing, Hass und Freundschaftsstreitigkeiten auf. «Menschen kommen, Menschen gehen», sagt Dzana kurz und trocken, die es sich mittlerweile in ihrem «Bubble-Chair» bequem gemacht hat, einem halboffenen Kugelstuhl, der im Wohnzimmer mit einer Stahlkette an der Decke befestigt ist. «Oft wollen meine Follower wissen, wieso ich mich so stark schminke und wie es ist, berühmt zu sein.»

Diese Woche war Dzana durchschnittlich fünf Stunden und fünfzehn Minuten täglich am Handy. Trotzdem schaffe sie es nicht, all ihren Followern gerecht zu werden. «Das ist unmöglich.» Dass ihre Fan-Gemeinde derart in ihre Ratschläge vernarrt ist, überrasche sie immer wieder. Es sei schon vorgekommen, dass ihr eine Mutter gesagt habe, sie wünsche sich eine Tochter wie sie.

Flair für Fashion

Weil sie minderjährig ist, sind ihre Eltern – beide bosnischer Herkunft – ebenfalls anwesend. Sie sitzen in Hördistanz am Esstisch. Ihre Mutter arbeitet Teilzeit in einer Industriefirma, daneben ist sie Hobby-Influencerin mit fast 15 000 Followern. Ihre Wimpern trägt sie mit noch mehr Volumen als ihre Tochter, die ihr wie aus dem Gesicht geschnitten ist. «So viele Follower wie meine Tochter, das muss ich nicht haben», findet sie. Dass Dzana dermassen beliebt ist, mache sie sehr stolz.

Er selber, wirft ihr Vater dazwischen, könne mit Social Media nicht viel anfangen. «Wenn ich mich so stylen würde, hätte ich auch über 600 000 Follower», witzelt er. Er trägt eine Markenmütze und einen modischen Holzfallerbart, dessen Pflege morgens 45 Minuten

benötige. Den Rummel, den es um seine Tochter gibt, ertrage er gerade noch, so sein Empfinden. Denn Dzana werde überall erkannt, «egal, wo wir hingehen», fügt er an. Daher wolle er unbedingt, dass der Wohnort geheim bleibe. Seine Tochter wolle er damit schützen, lautet seine Begründung. Er erzählt, es sei wie damals – Dzana war vierzehn –, als er sich

Immer wieder poppen Fragen zu Mobbing, Hass und Freundschaftsstreitigkeiten auf.

wehrte, dass seine Tochter ständig ausgehe. Wenn, dann nur in Begleitung von Verwandten, sagte der Vater. «Sie war jung, und es gibt viele schlechte Jungs.» Sein Kompromissangebot lautete: Instagram statt Partys. «Ich bin also eigentlich daran schuld, dass Dzana Influencerin geworden ist.»

Dzana lächelt und schaukelt in ihrem Hängestuhl leicht vor und zurück. Wenn sie zurückdenkt, habe sie schon immer ein Flair für Fashion gehabt, meint sie. «Als Kind wollte ich Prinzessin werden.» Barbies habe sie geliebt, genauso wie die Farbe Pink. In der Schule mochte sie Englisch, «Mathi ging dafür gar nicht», wie sie einwirft. Ab der sechsten Klasse nahm sie Gesangsstunden, und sie singe noch heute überall: «Auf der Strasse, unter der Dusche, im Bus oder im Instagram-Livestream» – vor Tausenden fremden Menschen.

«Operationen verbiete ich – noch»

In der Oberstufe – sie besuchte die Realschule – habe sie alles Mögliche geschnuppert. In einer Kindertagesstätte habe sie gemerkt, dass Kleinkinder ihre Art lustig finden. Sofort gefiel ihr die Arbeit mit Kindern, weshalb sie sich als Praktikantin bewarb. Auf die Frage, was nun ihre Berufung sei, antwortet sie: «Das ist schwer zu sagen. Meinen Beruf mache ich ja erst seit wenigen Monaten. Bei Social Media weiss ich genau, wo meine Stärken liegen.»

Dzanas Online-Karriere begann vor Jahren, trotz ihrem jungen Alter. Mit zehn hatte sie ihr erstes «Notfall-Handy». Damit verschaffte sie sich zwei Jahre später «ein bisschen Berühmtheit», wie sie sagt. Nämlich über Ask.fm, ein anonymes Frage-und-Antwort-Portal im Internet. 150 000 Follower interessierten sich für Dzana. Wohl wegen «meiner frechen Sprüche», vermutet sie. Zeitgleich begann sie mit Snapchat, wo sie innert Kürze über 10 000 Zuschauer hatte. 2017 habe sie – «endlich» – als Vierzehnjährige mit Instagram beginnen dürfen.

Dort auf der Jugendplattform ergatterte sie sich schnell «15K» – Dzanas Abkürzung für 15 000 Follower. Ihr Account sei darauf aber gehackt worden. Nie hätte sie gedacht, dass sie je wieder eine derart grosse Community erreiche. So sei sie überrascht gewesen, dass sie mit ihrem neuen Profil schlagartig wieder

70 000 Leute vorweisen konnte. Wie das gekommen sei, sei ihr bis heute ein Rätsel. «Ich habe mich einfach geschminkt, schöne Bilder gemacht, sie hochgestellt, und irgendwie ist das gut angekommen», sagt sie. «Ich wüsste selber gerne, wie das ging.»

Richtig durch die Decke ging ihr Instagram-Profil, als ihre Bilder von Huda Beauty, einem der populärsten Beauty-Accounts mit 39 Millionen Followern, verbreitet wurden. Ihre Anhängerschaft wuchs auf 140 000 an, plötzlich waren es 230 000 Menschen. Heute zählt ihre Community 650 000, ohne dass sie sich je einen Follower gekauft habe, wie sie schwört. Mit ihrem Aufstieg zur einflussreichsten Schweizer Influencerin unter 21 seien ihr auch Produkte zugeschickt worden. Was mit Lippenstiften, Eye-Shadow-Paletten und Klamotten begann, führte bis hin zu Kontaktlinsen, falschen Wimpern und einem Zahnbleaching-Gerät. Momentan arbeitet sie an einer eigenen Modedekollektion, künftig könne sie sich auch eine Beauty-Linie oder das Musikbusiness vorstellen. Bei der Frage, wie weit sie für das perfekte Aussehen gehen würde, interveniert ihr Vater vom Esstisch: «Das ist genau das, was ich nicht gut finde», zischt er. «Operationen verbiete ich», um zögerlich anzufügen: «Noch verbiete ich es, weil allzu lange kann ich ja nicht mehr.»

Der Zufluchtsort

Dzana, die bald volljährig wird, störe sich am «Buck» in ihrer Nase, wie sie sagt und mit ihrem Zeigefinger andeutet. Sie dreht den Kopf zur Seite, worauf eine minime Verformung sichtbar wird. «Eine Operation kann ich mir vorstellen», sagt sie. «Ich möchte eine Rutschi», womit sie ein flaches Nasenbein mit einer offenen Neigung zur Spitze hin meint. Das würde sie für sich und nicht der Berühmtheit wegen machen, betont sie. Dass sie so bekannt geworden sei, mache sie aber stolz.

Neulich, auf einem Deutsch-Rap-Konzert in Stuttgart, seien Zuschauer Schlange gestanden, um ein Foto mit ihr zu machen. Solche Momente geniesse sie. Das kompensiere den «Hate» – den Hass –, den sie abbekomme. Obschon sie die meisten bösen Nachrichten nicht zu Ende lese, sei sie immer wieder mit Beschimpfungen und Morddrohungen konfrontiert. «Heute perlt das an mir ab.»

Dzana erzählt, dass sie früh Gegenwind gespürt habe. In der Kindheit habe ihr Mobbing stark zugesetzt. Vom Kindergarten bis in die Oberstufen sei sie eine «krasse Aussenseiterin» gewesen. Sieben Jahre lang. «Ich habe oft geweint und wollte nicht mehr in die Schule», sagt sie. Damals habe sie alles ertragen, bis Instagram ihr Zufluchtsort wurde. Dort habe sie sich austauschen können, Anerkennung gefunden und sei verstanden worden. Ihre Mobber von einst kämen heute angekrochen, sagt Dzana zufrieden. «Nur weil sie wollen, was ich habe.»

Tugend der Vernunfttehe

Von Alex Baur — Als Viktor Giacobbo 1985 eine Deutsche heiratete, damit sie mit ihrer Schweizer Freundin leben konnte, beging er kein Delikt. Er handelte nicht einmal unmoralisch.

Bereits 25 Minuten plätscherte der Talk «Wahrheit, Wein und Eisenring» vor sich hin, als der Gast Viktor Giacobbo ein unverhofftes Geständnis ablegte: Ja, er habe vor über dreissig Jahren eine Scheinehe geschlossen, die nach sieben Jahren geschieden wurde. Er habe damit einer lesbischen Ausländerin ermöglicht, mit ihrer Freundin in der Schweiz zu leben.

Während einzelne SVP-Vertreter reflexartig eine harte Untersuchung forderten, bekam die 67-jährige TV-Legende von linksliberaler Seite viel Zuspruch. Dass die Sache längst verjährt war, bezweifelte zwar niemand. Doch erstaunlicherweise kam niemand auf die Idee, die naheliegendste Frage zu stellen: War Giacobbos Scheinehe zur fraglichen Zeit überhaupt strafbar? Die Antwort lautet: Nein.

Der Tatbestand (Art. 118, Ziff. 2 des Ausländer- und Integrationsgesetzes), der eine Scheinehe mit bis zu fünf Jahren Gefängnis bestraft, wurde erst 2005 eingeführt. Bis zu diesem Zeitpunkt herrschte gähnende juristische Leere in diesem Punkt. Giacobbos Gattin wurde damals durch die Heirat automatisch Schweizerin (die Regelung galt bis 1992). Sie musste bei der Einbürgerung nicht einmal lügen, weil niemand sie befragte. Doch solche rechtlichen Aspekte scheinen ausgerechnet jene, die im pawlowschen Reflex nach Recht und Ordnung schreien, gar nicht zu interessieren.

War die Scheinehe moralisch vertretbar? Giacobbo liess sich nach eigenen (glaubwürdigen) Angaben nicht bezahlen, er tat einer Freundin einen Gefallen ohne Eigennutz. Nach heutigem Recht hätte die Frau eine Aufenthaltsbewilligung erhalten. Seit 2007 haben auch gleichgeschlechtliche Paare einen Anspruch auf ein Zusammenleben.

Warum also die Aufregung? Weil der Fall ein Tabu trifft. Fast jeder in der Schweiz kennt jemanden, der eine Scheinehe geschlossen hat, auch wenn sich viele dessen vielleicht gar nicht bewusst sind (niemand hängt das an die grosse Glocke). Und jene, die davon wissen, behalten das Geheimnis für sich. Der Fall Giacobbo ist ein Musterbeispiel.

Gemäss Recherchen der *Weltwoche* lernte Giacobbo über seine damalige Freundin das lesbische Paar kennen: eine Schweizerin und eine Deutsche aus dem Frankenland, die bis heute zusammenleben. Mit der Heirat nahm Giacobbo nicht bloss steuerliche Nachteile (in der Steuerhölle Winterthur) in Kauf, er übernahm auch die volle finanzielle Haftung für die Deutsche. Und dieses Risiko war nicht un-

erheblich. Die Frau machte sich damals zusammen mit ihrer Partnerin als Jungunternehmerin selbständig. Hätten die beiden Schiffbruch erlitten, hätte Giacobbo für seine Ehefrau gehaftet.

Das Unternehmen, welches – welch eine Ironie – urschweizerische Produkte vermarktet, wurde zum Erfolg. Die dank der Heirat blitzartig eingeschweizerte Deutsche fiel ihrer neuen Heimat nie zur Last. Im Gespräch mit dem Schreibenden hinterliess die Frau vielmehr den Eindruck, dass sie sich längst als Schweizerin fühlt und hier zu Hause ist.

Zuneigung und Verantwortungsbewusstsein

Bei der Trauung feierten 1985 zwei Dutzend Freunde mit dem Paar. Ebenso unbeschwert wurde sieben Jahre später die Scheidung begangen. Alle wussten, was gespielt wurde, alle hielten dicht (obwohl nicht nur Giacobbo, sondern auch seine Frau in ihrer Szene eine gewisse Bekanntheit geniesst). Man könnte den beiden höchstens vorwerfen, dass sie ein falsches Eheversprechen abgegeben haben – so wie 40 Prozent der Bräutigame und Bräute, die sich im statistischen Schnitt scheiden lassen, obwohl sie sich ewigen Beistand geschworen haben.

Im Fall Giacobbo war es sogar nur ein halber Meineid. Zwar teilten die beiden offenbar nie Tisch und Bett. Doch nur in Ländern, in denen

Jene, die davon wissen, behalten das Geheimnis für sich. Der Fall Giacobbo ist ein Musterbeispiel.

die Scharia herrscht, ist ein Ehepaar zum Geschlechtsverkehr verpflichtet. Giacobbo und seine Exfrau sind bis heute in bester Freundschaft verbunden. Nie fielen die beiden der Allgemeinheit zur Last. Bei vielen Scheidungen ist das leider nicht der Fall.

Die Frau redet nicht von einer Scheinehe, sie bevorzugt «Vernunfttehe». Wer das als Beschönigung abtut, der übersieht, dass sie beide uneingeschränkt füreinander bürgten. Hier liegt denn auch der profane Kern der Ehe. Historisch betrachtet, ist die Liebesehe eine relativ neue Erfindung.

Zweifellos gibt es stossende Fälle von Scheinehen, etwa wenn ein nicht integrierbarer Ausländer in die Sozialhilfe importiert oder die Ausweisung eines Kriminellen hintertrieben wird. Zwischen Altruismus und Egoismus liegt eine scharfe Grenze. Nur liegt das Prob-

lem nicht bei der «Vernunfttehe», sondern beim leichten Zugang zum Sozialstaat oder beim laschen Vollzug von Ausweisungen.

Nationalrat Thomas Aeschi (SVP) erkannte das Kernproblem, als er im Zuge der Debatte postulierte, dass sich Zuwanderer ab einem gewissen Alter in die Sozialversicherungen einkaufen und damit einen Beitrag leisten sollten, der von jedem anderen Bürger auch verlangt wird.

Giacobbo hat mit seinem Outing schliesslich daran erinnert, dass die Schweizer der Zuwanderung recht offen gegenüberstehen, sofern sie etwas Positives bringt – und dass hinter einer «Vernunfttehe» bisweilen mehr Zuneigung und Verantwortungsbewusstsein stecken als in manch einer vermeintlichen Liebesehe.



Gerecht oder selbstgerecht? Entertainer Giacobbo.

Frivolität des Rechtsmissbrauchs

Von Christoph Mörgeli — Viktor Giacobbo plaudert über seine Scheinehe mit einer lesbischen Ausländerin. Der Komiker nimmt sich heraus, wofür er andere tadelt. Seine Gutmenschennummer ist selbstverliebt.

Es war ein Geständnis mit Ansage. Schon Ende November kündigte die Tamedia-Redaktion stolz an, sie präsentiere demnächst einen «Podcast mit Tabuthemen», mit «persönlichen, überraschenden und teils schockierenden Geschichten». Viktor Giacobbo beispielsweise erzähle «von einer Zeit, die er bisher in Interviews nie erwähnt hat».

Tatsächlich gehen die Wogen hoch, seit der Komiker der Nation seine verflixten sieben Ehejahre mit einer lesbischen Ausländerin öffentlich gemacht hat. Diese habe damals ihre Freundin noch nicht heiraten dürfen und hätte immer wieder nach Hause zurückkehren müssen. «Also war es eine Scheinehe?», fragte Moderatorin Yvonne Eisenring schlagfertig. «Ja», lautete die Antwort von Giacobbo. Ein Straftatbestand war das damals nicht. Doch war das, was Viktor Giacobbo in den achtziger Jahren für richtig hielt, auch rechtens?

In Artikel 2 Absatz 2 des Zivilgesetzbuchs heisst es deutlich: «Der offenbare Missbrauch eines Rechts findet keinen Rechtsschutz.» Bei Aufdeckung der Scheinehe hätte Giacobbos

Diese Bevorzugung einer einzelnen Ausländerin bedeutete gleichzeitig eine Diskriminierung aller anderen.

Scheinfrau den Anspruch auf Aufenthalt in der Schweiz verwirkt. Eine Ehe galt schon dann als ungültig, wenn einer der Ehegatten nicht eine Lebensgemeinschaft begründen wollte.

Exakt am Tag der Heirat erhielt seine Angehraute damals noch das Schweizer Bürgerrecht – was ja auch der einzige Zweck dieser Scheinehe war. Wer heute eine Scheinehe eingeht, vermittelt oder fördert, kann zu einer Freiheitsstrafe von bis zu fünf Jahren oder zu einer Geldstrafe verurteilt werden. Der ausländische Partner verliert das Aufenthaltsrecht, und der Schweizer Partner verliert als Folge der Scheidung einen Teil seiner Rentenansprüche.

Anspruch eines politischen Scharfrichters

Darf man einem Humoristen auch Rechtsmissbräuche zubilligen, wo er sich doch ohnehin über staatliche Gesetze und Institutionen lustig macht? Kann er sich über Gebote und Verbote hinwegsetzen, weil er deren Sinn nicht einsieht? Nun haben sich die Bürgerinnen und Bürger dieses Rechtsstaats darauf geeinigt, dass die Gesetze für alle gelten. Wer Verfassung und Gesetz ändern will, muss die dazu vorgesehenen demokratischen Werkzeuge ergreifen.

Gewiss kann es Situationen geben, in denen einem die persönliche Überzeugung und das eigene Gewissen einen Rechtsbruch auferlegen. Dann muss man aber auch die Konsequenzen tragen und die entsprechende Strafe

auf sich nehmen. Das hat Giacobbo nicht getan. Er dürfte mit seiner Scheinehe einer Freundin in einer unangenehmen Situation geholfen und sich entsprechend gut gefühlt haben. Nur bedeutete diese Bevorzugung einer einzelnen Ausländerin gleichzeitig eine Diskriminierung aller anderen, die auch gerne ein sofortiges Bürger- und Niederlassungsrecht erhalten hätten. Der klassische Fluch des Guten.

Was Giacobbos spätes Geständnis aber noch problematischer macht, ist die Tatsache, dass er ja nicht nur als Satiriker und Humorist auftritt, sondern mit seinen politischen Statements durchaus ernst genommen werden will. Er versteht sich nicht nur als Spötter und Hofnarr unseres Landes, sondern gibt den unerbittlichen Scharfrichter auf dem politischen Parkett. So empfiehlt der Ex-Parteigenosse Jacqueline Badran als SP-Präsidentin und fordert: «Schluss mit der Zauberformel». Giacobbo mag die Operation Libero und Greta Thunberg. Dafür ärgert ihn Donald Trump als «egomanischer, verlogener Antidemokrat» fast so heftig wie dessen «Schweizer Ableger» Claudio Zanetti. Die SVP, weiss Giacobbo, «ist im parlamentarischen Alltag konsequent gegen die schweizerische Umwelt». Vollkommen regierungstreu gab er sich bei der Abstimmung über das Schengen-Waffenrecht. Und auch im Kampf um die «No Billag»-Initiative schlüpfte er mit Kollege Mike Müller in eine seiner Paraderollen, um dem Nein bierernst-humoristisch zum Durchbruch zu verhelfen.

In der Pose eines Robin Hood

Am meisten Unbehagen aber erzeugt die Tatsache, dass sich Giacobbo im gefahrlosen Nachher selber auf die Schulter klopft und seine Heldentat von ehemals an die grosse Glocke hängt. Sein Selbstverständnis, er habe damals das Recht missbrauchen dürfen, zeugt weniger von der guten Tat eines guten Menschen als von Überheblichkeit und Eitelkeit. Der allseits Etablierte, bestens Situierte wirft sich in die Pose des Robin Hood, des Guerilleros im Unterholz, des Vorkämpfers für Bedürftige, Entrechtete und sexuelle Minderheiten.

Schon sein Kollege Mike Müller hatte im Sommer für Furore gesorgt, als die *Sonntagszeitung* sein Bekenntnis verbreitete, er habe sich erfolgreich schwul gestellt, um aus der Rekrutenschule entlassen zu werden. Wie heiter diesen Rechtsbruch unseres öffentlich-rechtlichen «Bestatters» all jene Mitbürger aufgenommen haben, die sich unter erheblichen Opfern an Zeit, Kraft und Geld ihrer Militärpflicht unterzogen, ist eine andere Frage. Zumal Müller im Gegensatz zu den staatsbürgerlichen Pflichten seine Rechte nach eigenem Bekunden gerne und regelmässig in Anspruch nimmt: «Ich wähle SP, grünliberal, auch grün.»



Jagd nach dem digitalen Glück

Was passiert, wenn ein traditioneller Industriekonzern ins Silicon Valley vorstösst? Wir haben die ABB auf ihrem Weg an die amerikanische Westküste begleitet.

Von Beat Gygi



Woher kommt die Revolution? Silicon Valley.

Vor einem Jahr hat die ABB-Führung zum Befreiungsschlag ausgeholt und die Aufspaltung des Konzerns angekündigt. Das Geschäft mit Stromnetzen wird bis nächstes Jahr an den japanischen Hitachi-Konzern übergehen. Damit gibt ABB den letzten grossen Teil weg, der mit der Schweizer Industrietradition des Elektrizitätssektors verbunden ist; im Inland wechselt fast die Hälfte der Belegschaft zu Hitachi. Hat die Aktion tatsächlich neuen Entfaltungsspielraum gebracht?

Die Beurteilung durch die Investoren ist zurückhaltend, wenn man den Börsenkurs zum Massstab nimmt. Die Bewertung des ABB-Konzerns war im Vergleich mit dem SMI-Index, in dem die gut zwei Dutzend grössten Schweizer Unternehmen vertreten

sind, im zurückliegenden Jahr längere Zeit unterdurchschnittlich. Dies springt auch deshalb ins Auge, weil die flau Bewertung an

Heute werden gerade diejenigen als Nachzügler angeschaut, die vor Jahrzehnten Pioniere waren.

der Börse bereits vorher, seit etwa 2010, ein beherrschendes Thema im Konzern und unter Anlegern gewesen war.

Einen kurzzeitigen Kursgewinn gab es Mitte April 2019, als vier Monate nach der ersten Ankündigung der zweite Schlag folgte: Der langjährige Konzernchef Ulrich Spiesshofer wurde auf dem CEO-Posten per sofort

durch Verwaltungsratspräsident Peter Voser ersetzt. Erst in jüngster Zeit zeigte der Börsenkurs wieder einen gewissen Auftrieb. Die Investoren scheinen auf deutlichere Impulse zu warten, auf Effizienzsteigerungen, auf Erfolge in der Digitalisierung. Voser führt den ABB-Konzern nun im Doppelmandat, bis der im Sommer gewählte Björn Rosengren, bisher Konzernchef der schwedischen Sandvik, im Februar mit Einarbeiten beginnt und im März den CEO-Job übernimmt. Das tönt nach einer Übergangsperiode.

Sein oder Nichtsein

Bei ABB ist aber mehr in Bewegung, als es oberflächlich scheinen mag. Mit der Auftrennung des Konzerns wurde vor einem Jahr ver-

sprochen, dass die Struktur vereinfacht, die zentrale Verwaltung radikal verkleinert werden sollte. Entscheidungskompetenzen sollen in grossem Umfang weg von der Zentrale auf die einzelnen Einheiten draussen in den Märk-

Die traditionellere Industrie hinkte hinterher wie ein Monteur mit zu schwerem Werkzeugkoffer.

ten verlagert werden. Solche Ansätze sind zwar vielerorts geplant und tönen wenig spektakulär, aber wenn man die Geschichte von ABB anschaut, blitzt es plötzlich auf: Da wäre vieles möglich.

Früher war das Unternehmen schon einmal sehr dezentral organisiert und beweglich, bis in der existenzbedrohenden Krise von 2002/2003 eine Rettungsaktion mit straffer Führung von ganz oben nötig wurde – Voser war damals als Finanzchef dabei. Brisant ist, dass ABB diese Zentralisierung trotz gegenteiliger Beteuerungen seither nie mehr richtig losgeworden ist – und dass dies am ehesten Managern auffällt, welche die frühere Zeit noch aus eigener Erfahrung kennen. Aus dieser Sicht darf man von dem nach langen Jahren zu ABB zurückgekehrten Voser nun ein konsequenteres Delegieren von Kompetenzen und Verantwortung erwarten als von seinen Vorgängern, was auch in der Digitalisierung der Industriegeschäfte von Vorteil sein kann.



Digital-Chef Jouret.

Digitalisierung wird für Firmen zur Überlebensfrage, um Sein oder Nichtsein geht es – Debatten über technischen Fortschritt stehen heute oft im Bann einer solchen Denkweise: Es gibt nur null oder eins, alt oder modern, transformiert oder nicht. Kürzlich ging der zweite offizielle Schweizer Digital-Gipfel mit Prominenz aus Wirtschaft und Staat über die Bühne, mit der Botschaft, die digitale Transformation sei für Unternehmen das entscheidende Tor zur Zukunft. Man sprach von «The new world of...», «The new paradigm of...», «The new way of...» und meinte damit eigentlich: Wer jetzt den Wandel nicht mitmacht, bleibt auf der Strecke.

Wurden die Modernisierer überholt?

Pikant: Heute werden gerade diejenigen als Nachzügler angeschaut, die eigentlich vor Jahrzehnten als Pioniere die Digitalisierung auf den Weg gebracht und vorangetrieben hatten, lange bevor dies zum Modethema wurde: die Industrieunternehmen. Mindestens seit

den siebziger Jahren nutzen Industriebetriebe digitale Technik, um Bestellungen, Drehbänke, Verbrennungsprozesse, Abfüllanlagen und alle möglichen Arten von Automaten zu steuern. Banken und Versicherer sind in den sechziger Jahren in die elektronische Datenverarbeitung eingestiegen. Wurden diese Modernisierer überholt?

Heute ist es so, dass selbst die Führungen von technologisch weiterentwickelten Industriekonzernen wie ABB, Siemens oder General Electric der Ansicht sind, man sei nicht wirklich an der Front der Entwicklung in Informatik, Vernetzung und Datenmanagement. ABB-Verwaltungsratspräsident und temporärer CEO Peter Voser sagte an der Generalversammlung im vergangenen Mai: «Die Welt, in der wir leben, verändert sich in immer höherem Tempo. Digitale Technologien haben unseren Alltag bereits revolutioniert. Und sie verändern zunehmend auch die Industrie.» Gut ein Jahr vorher hatte die ABB-Führung es so formuliert: «Die digitale Revolution erreicht die Industrie.»

Aber woher kommt die Revolution? Die meisten sagen: im Grunde genommen aus dem Silicon Valley oder jedenfalls von der Westküste der USA. Aus der Heimat der Chiphersteller, Computer- und Softwarefirmen, Netzwerkausrüster und vor allem auch der neuen Riesen wie Facebook, Amazon oder Google, die im Internet Menschen mit Menschen oder Waren und Dienstleistungen mit Konsumenten zusammenbringen und dabei enorme Netzwerke mit riesigen Datenmengen erzeugen. Damit haben die neuen Superfirmen mit ihren digitalen Geschäftsmodellen eine Marktmacht erreicht, die auch in die Industrie und den Finanzsektor eindringt.

Die traditionellere Industrie hinkte hinterher wie ein Monteur mit zu schwerem Werkzeugkoffer. Vor rund drei Jahren beschloss die ABB-Führung, damals noch mit CEO Ulrich Spiesshofer, unter dem Titel «ABB Ability» eine Digitalisierungsstrategie, die unter ande-

rem auf Partnerschaften mit bestimmten Firmen aus der dynamischen Welt der US-Westküste zielte, um damit die Digitalisierung der Angebotspalette weiter zu beschleunigen. Kürzlich hat ABB für Journalisten aus dem deutschsprachigen Raum eine Medien-



Eva Schönleitner.

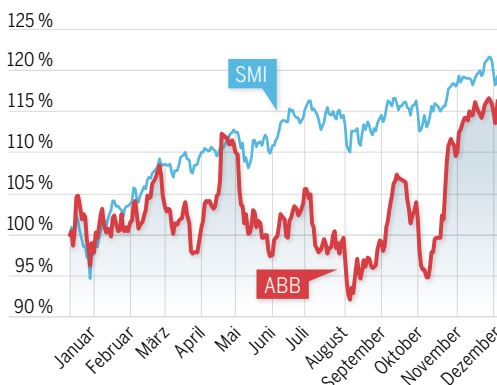
reise an die US-Westküste organisiert, um zu zeigen und zu erläutern, wie solche Partnerschaften angelegt sind. Hintergrund dieser Strategie ist die Entscheidung der Konzernführung, die in über hundert Jahren gewachsene Industrienerfahrung möglichst mit der fortschrittlichsten Informationstechnologie zu kombinieren, die auffindbar ist. Im Gegensatz zu Konkurrenten wie Siemens oder General Electric, die ihre eigenen Plattformen aufbauen, sucht ABB den Weg über Partnerschaften. Für jedes Teilgebiet der digitalen Transformation wurde ein bestimmter Partner ausgesucht: Microsoft für IT-Sicherheit und Cloud-Computing, IBM für künstliche Intelligenz oder Hewlett Packard Enterprise für den Betrieb von Datenzentren.

Wöchentlich etwas Neues

Silicon Valley – heisst das nicht Disruption, wöchentlich etwas Neues, «Move fast and break things», wie dies lange das interne Motto bei Facebook war? «Nein, das ist nicht unsere Philosophie», meint Guido Jouret, der seit 2016 Chief Digital Officer und zuständig ist für die Umsetzung der Digitalstrategie des Konzerns. Die Risikobereitschaft der industriellen Kunden von ABB sei geringer als im breiten Publikum privater Konsumenten, die immer wieder nach neuen Geräten, Inhalten und Apps riefen, erläuterte er bei einem Gespräch in Kalifornien. Firmen wollten nicht immer wieder kurzfristig Produkte auswechseln, sondern diese möglichst lange nutzen, um die Risiken gering zu halten. Die konservative Kultur der Profi-Kundschaft setze der Transformationsgeschwindigkeit Grenzen. Und auch im eigenen Konzern bestehe die Herausforderung, traditionellere Technikspezialisten stärker mit dem IT-Temperament in Kontakt zu bringen. Jouret, vorher bei den Netzausrüstern Cisco und Nokia tätig und mit langer Erfahrung in der Region, hat in San José südlich von San Francisco für ABB einen Stützpunkt mit rund 200 Mitarbeitern aufgebaut, der zur Verbindung mit der dortigen Firmenwelt dient, einer Welt, die auf kleiner Fläche mit horrenden Bodenpreisen und hohen Löhnen Tausende von Hightech-Unternehmen und Start-ups vereinigt. >>>

Knapper Durchschnitt

Kurs der ABB-Aktie seit einem Jahr im Vergleich mit dem SMI



QUELLE: WWW.SIX-GROUP.COM

Auftrieb zum Jahresende.

«Ideales Feld»

ABB-Chef Peter Voser über den Reformprozess in Saudi-Arabien, den Beitrag westlicher Firmen und die Zukunft der Elektromobilität. Von Pierre Heumann

Saudi-Arabien mit seinem Kronprinz Mohammed bin Salman gehört für westliche Firmen zu den umstrittenen Destinationen. Der Krieg im Jemen, die Intoleranz gegenüber Kritikern und der Mord am Journalisten Jamal Khashoggi im Konsulat seines Landes in Istanbul schaden dem Ansehen des Wüstenreichs. Doch ABB-Chef Peter Voser lässt sich dadurch nicht beirren. Er kennt den Mittleren Osten aus früheren Jahren, als er bei Shell Topmanager war und die Region intensiv bereiste.

Die Tragweite der von bin Salman angestossenen Reformen kann er deshalb bestens beurteilen. Er weiss auch, wie dringend der Umbau der öllastigen Wirtschaft ist. Deshalb sponsert der ABB-Konzern die Formel E, deren Saison 2019/20 Ende November in Riad eröffnet wurde. Der passionierte Tesla-Fahrer Voser, der sich das Rennen vor Ort ansah, wolle mit ABB bei der Elektromobilität ganz vorne dabei sein, sagt er im Interview mit der *Weltwoche*, das am Rande des Rennens in Riad stattfand.

Herr Voser, Saudi-Arabien hat im Westen einen schlechten Ruf. Ich erwähne bloss Khashoggi, den Krieg im Jemen und das Foltern von Regimekritikern. Weshalb engagieren Sie sich in Saudi-Arabien?

Es ist einfach, von aussen zu kritisieren und nichts zu unternehmen, was die Lage verbessern würde. Bedeutend schwieriger ist es jedoch, die Geschäfte im Land auszubauen und gleichzeitig zu den Reformen beizutragen. Dieser Ansatz ist deutlich wirkungsvoller. Ich versuche deshalb stets, im Land selber präsent zu sein; nur so hat man die Möglichkeit, Reformen mitzugestalten.

Wie unterstützen Sie die Reformen?

Wir bilden etwa Studenten aus. Dabei ist es uns besonders wichtig, dass wir sowohl Frauen als auch Männer anstellen. In unseren Fabriken und Büros haben wir gemischte Belegschaften – was in diesem Land lange Zeit tabu war.

Sie weichen aus. Dem Land werden massive Menschenrechtsverletzungen vorgeworfen. Wie wohl ist es Ihnen mit dem Engagement von ABB in Saudi-Arabien?

Wir versuchen, im Zuge der Ausbildung unserer Mitarbeiter unsere westlichen

Wertvorstellungen zu vermitteln. Wir setzen uns zum Ziel, diese mit der lokalen Kultur zusammenzubringen und damit einen wichtigen Beitrag zur Veränderung zu leisten.

Mit Verlaub: Das klingt nach einer Schutzbehauptung.

Das sehe ich anders. Durch die Verbesserung von innen kann man einiges erreichen. Ich sehe es deshalb als wichtige gesellschaftliche



«Nicht nur westliche Kultur»: ABB-Manager Voser.

Aufgabe internationaler Firmen wie ABB, die Reformen in diesem Sinn zu unterstützen und sich dafür zu engagieren.

Wobei sich westliche Wertvorstellungen und lokale Kulturen oft diametral und feindlich gegenüberstehen.

Die Welt besteht nicht nur aus der westlichen Kultur. Wir müssen deshalb die lokale Kultur ernst nehmen und sie auch mit ihren historischen Wurzeln verstehen. Dann erst können wir sie in Einklang bringen mit unseren eigenen Wertvorstellungen, die wir als ABB global verfolgen.

Viele vor Ihnen haben schon versucht, diese Gegensätze zu überwinden – meist ohne Erfolg.

Der Spagat ist zu Beginn tatsächlich schwierig. Aber mit der Zeit wird es einfacher. Die Entwicklungsstufen sind jedoch von Land zu Land unterschiedlich. Deshalb muss die Geschäftsleitung, der Verwaltungsrat oder das mittlere Kader diesen Aufwand betreiben und die Werte in der eigenen Firma aktiv leben. Das hat dann einen Multiplikationseffekt. Wir beschäftigen in Saudi-Arabien 1600 Menschen. Die meisten haben

eine Familie mit vier bis fünf Kindern. Wir erreichen also 8000 Menschen. Dazu kommen zahlreiche Kunden und Lieferanten. Diesen Impuls darf man nicht unterschätzen. Bei ABB arbeiten weltweit knapp 150 000 Angestellte. Das sind natürlich nicht nur Westeuropäer. Wir sollten deshalb eigentlich nicht von einer westlichen, sondern von einer globalen Kultur sprechen.

Schafft Saudi-Arabien den Sprung in die Moderne?

Die Veränderungen sind nicht zu übersehen. Einige Frauen verzichten auf die Abaya, andere sogar auf die Gesichtverschleierung. Die Religionspolizei ist von den Strassen verschwunden. Die Reformen gehen für die einen wahrscheinlich zu schnell, für die anderen zu langsam voran. Aber dieser Widerspruch ist bei solchen bedeutenden Entwicklungen normal. Ich habe das in vielen Ländern beobachten können.

Sie waren früher als Shell-Chef oft im Mittleren Osten unterwegs.

Kronprinz Mohammed bin Salman, den die Leute «MbS» nennen, hat mit einer gewissen Grundgeschwindigkeit Fahrt aufgenommen. Jetzt muss man dem Land Zeit geben, um die Reformen umzusetzen. Man will ja vermeiden, dass Befürworter und Gegner der Reformen aneinandergeraten. Und das ist keine einfache Aufgabe, wie ich in Oman sehen konnte. Dort hat Sultan Qabus die Reformen persönlich vorangetrieben. Das begann mit einem Putsch gegen seinen Vater. Nachdem dieser abgesetzt worden war, machte sich Qabus daran, das Land neu aufzubauen. Die Umsetzung der Reformen dauerte dreissig bis vierzig Jahre. In Saudi-Arabien wird es zwar schneller gehen. Aber mit einigen Jahren ist schon zu rechnen.

Sie sponsern die Formel-E-Meisterschaft, auch im Ölland Saudi-Arabien. Ist das die Mobilität der Zukunft?

Elektromobilität ist ein Kerngeschäft von uns. Das wird auch in Zukunft so bleiben. Hier geht es nicht nur um Autos, sondern auch um Züge, Schiffe, Busse oder Lastwagen. Die Welt wird auf E-Mobility umsteigen. Die ABB-Formel-E ist ein ideales Feld, um die Technologien zu testen, die man in der Elektromobilität braucht – und zwar unter Extrembedingungen. Es ist also ein sehr gutes Beispiel, um der Gesellschaft zu zeigen, dass diese Technologie Zukunft hat.

Was hat Saudi-Arabien davon?

Das Rennen ist auch für das Ölland positiv. Denn man zeigt ein Produkt, das einen Kannibalisierungseffekt auf die Ölindustrie hat, der das Land heute seine Einnahmen verdankt. Ich sehe dies als grossen Schritt nach

vorne. Das soll die Leute im Land aufrütteln, ihnen bewusst machen, dass künftig umweltfreundliche Applikationen bevorzugt werden. Zudem hat das Formel-E-Rennen in Riad auch einen Unterhaltungseffekt. Parallel zum Rennen finden Konzerte statt, wie es sie bisher im Land so noch nicht gegeben hat. International bekannte Musiker treten in Saudi-Arabien auf, und die Zuschauer geniessen das. Im letzten Jahr hat man sogar Gesetze geändert, damit solche Konzerte durchgeführt werden können.

Wie viele Ladestationen gibt es in Saudi-Arabien?

Eine.

Nicht gerade viel.

Wir haben zahlreiche Kunden, die sich für das Thema interessieren. Weil die grossen Automarken jetzt auf Elektrofahrzeuge umschwenken, wird es auch in Saudi-Arabien bald mehr Ladestationen geben. Und in der geplanten Mega-City Neom sollen zukünftig ausschliesslich Elektrofahrzeuge verkehren.

Die Realisierung von Neom liegt allerdings noch in weiter Ferne.

Aber die Arbeiten daran laufen auf Hochtouren. In der Konzeptionsphase lassen wir unsere Ideen einfliessen. Hier geht es um die Vision 2030 des Kronprinzen. Sie soll die Einnahmen und die Wirtschaftsstruktur auf eine breitere Basis stellen und so die Abhängigkeit des Landes vom Öl reduzieren. Wobei es mir nicht vorrangig um die Zahl 2030 geht, sondern um die stete Entwicklung und Verbesserung im Land. Es sind in Saudi-Arabien zwar noch viele Schwierigkeiten zu überwinden. Doch das Land ist auf dem richtigen Weg.

Woran erkennen Sie das?

Es verändert sich im gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Bereich. Während Jahrzehnten haben Öl sowie Gas und Chemie das Einkommen und den Wohlstand Saudi-Arabiens geprägt. Mit den grossen Umwälzungen im Energiesystem ist klar, dass die Saudis ihre Industrie umbauen und stärker in Richtung Fertigung gehen werden. Sie werden Industriezweige neu aufbauen. Hinzu kommen werden auch Branchen, die noch vor zwei Jahren undenkbar gewesen wären: Tourismus und Entertainment etwa. Das beeinflusst auch die sozialen Reformen. Da hat sich seit der Ernennung von Mohammed bin Salman zum Kronprinzen sehr viel getan.

Welche Partnerschaften hat man im Auge? Gegenwärtig sind es, wie gesagt, Kooperationen mit Firmen wie Microsoft, IBM oder Hewlett Packard Enterprise (abgespalten aus der Drucker- und Computerfirma HP) sowie mit der französischen Dassault. Die Partner bringen beispielsweise ihre Cloud-Dienste (et-

«Die Verlagerung nach Zürich hatte einen enormen Impact.»

wa die Plattform Azure bei Microsoft) in die Kooperation ein, um Daten und Vernetzungen zu managen – einfach das, was ABB nicht selber macht. In den Büros von HP Enterprise sah man beispielsweise, was ein sogenannter digitaler Zwilling kann: Eine von ABB mit Technik ausgerüstete Bohrinsele wird in der Datenbank als Software-Konstruktion nachgebaut, quasi als laufend aktualisierte Spiegelung der realen Insele; man muss dann nicht in Wind und Wetter hinaus, um zu sehen, wie es um die Anlage steht.

Wenn die Partner das begehrte Wissen und Können haben, das ABB nicht hat – ist man da beim Verhandeln überhaupt auf Augenhöhe, oder ist nicht vielmehr der traditionelle Industriekonzern primär in einer Bittsteller-Position, die nicht besonders stark ist? Jouret entgegnet, dass der Konzern ebenfalls einiges zu bieten habe, nämlich die ganze installierte Basis von Maschinen, Motoren, Sensoren, Anlagen bei den Kunden, insgesamt über 70 Millionen Geräte, 70 000 Leit- und Steuerungssysteme. Das sei ein umfangreiches Inventar, das mehr oder weniger bereit sei, stärker in moderne Datennetze eingebunden zu werden.

Städte als steuerbare Netze

«Internet der Dinge» (Internet of Things, IOT) lautet das Stichwort. Nach dem Internet, das Menschen verbindet, wird das Internet der Dinge den nächsten grossen Schub in die Digitalisierung bringen. Dies betrifft die Vernetzung von Gegenständen jeglicher Art, elektronische Verbindungen zwischen Motoren, Sensoren, Schrauben, Schaltern, Gefässen, allem, was vorstellbar ist, in milliardenfacher Zahl. Ganze Fabriken, ganze Städte können zu steuerbaren Netzen werden. Je grösser die installierte Basis ist, die ABB mitbringt, desto interessanter ist der Konzern für die Partner. So kann es sein, dass die vorausgeeilten Digitalisierer plötzlich zu denen eilen, die als Nachzügler galten. Der eine hat die Dinge, der andere die Software.

Dies ist sogar geografisch beobachtbar. Eva Schönleitner, in Jourets Team zuständig für Digital-Partnerschaften, hat in Zürich einen Stützpunkt aufgebaut, der ähnlich stark besetzt ist wie derjenige in San José. Sie lebte in

Kalifornien, bis sie vor zwei Jahren mit einem Teil der Silicon-Valley-Spezialisten nach Zürich zog. Damit ist nun das Digital-Führungsteam von ABB im Prinzip halb, halb auf die Neue und die Alte Welt verteilt. Der Grund: «Das ABB-Management, das die Digitalisierung in der Praxis konkret umsetzen muss, befindet sich zum grossen Teil in Deutschland, Österreich und der Schweiz», meint Schönleitner. Die Nähe zu diesen Entscheidungsträgern sei wichtig. Es dürfe nicht sein, dass eine Spezialistengruppe weit weg von den Frontmanagern und den 150 000 Mitarbeitern zwar tolle Modelle und Kooperationen entwerfe, dann aber wegen der Distanz die Leute im Unternehmen nicht mitziehen könne.

«Die Verlagerung nach Zürich hatte einen enormen Impact», sagt Schönleitner. Weil ihre Abteilung dauernd mit den Geschäftsverantwortlichen in Kontakt sei, mit ihnen an der Strategie und wichtigen Entscheidungen arbeite und weil Zürich und die Schweiz gute Standorte dafür seien, habe sich der Umzug ausgezahlt. Man sei nun wirklich daran, den Konzern nachhaltig mit dem Digitalisierungsgeist zu impfen. Ist aber durch die Verlagerung in die Schweiz nicht die Distanz zu US-Partnern wie Microsoft oder HPE gewachsen? Nein, meint sie, denn als diese gesehen hätten, dass ABB als grosser Kunde ein derart bedeutendes Standbein in Zürich aufbaue, seien sie nachgezogen, alle seien jetzt mit bedeutenden Teams in der Schweiz präsent. Das Internet der Dinge zähle zu den wichtigsten Themen für diese IT-Firmen, besonders dynamisch sehe es beispielsweise in der Nahrungs- und Getränkebranche aus.

Andersrum: Alle reden von Digitalisierung, aber wer die Dinge hat, ist auch jemand. ○

Anzeige

Und ich sah, und siehe, eine weisse Wolke. Und auf der Wolke sass einer, der gleich war einem Menschensohn; der hatte eine goldene Krone auf seinem Haupt und in seiner Hand eine scharfe Sichel. Und ein anderer Engel kam aus dem Tempel und rief dem, der auf der Wolke sass, mit grosser Stimme zu: Setze deine Sichel an und ernte; denn die Zeit zu ernten ist gekommen, denn die Ernte der Erde ist reif geworden. Und der auf der Wolke sass, setzte seine Sichel an die Erde und die Erde wurde abgeerntet.

Und ein anderer Engel kam aus dem Tempel im Himmel, der hatte ein scharfes Winzermesser. Und ein anderer Engel kam vom Altar, der hatte Macht über das Feuer und rief dem, der das scharfe Messer hatte, mit grosser Stimme zu: Setze dein scharfes Winzermesser an und schneide die Trauben am Weinstock der Erde, denn seine Beeren sind reif. Und der Engel setzte sein Winzermesser an die Erde und schnitt die Trauben am Weinstock der Erde und warf sie in die grosse Kelter des Zornes Gottes. Und die Kelter wurden draussen vor der Stadt getreten, und Blut floss von der Kelter bis an die Zäume der Pferde, tausendsechshundert Stadien weit.

Offb 14, 14f

Interessant? Lies Bibel. Forche im Original.



Bedeutendster Erdöllieferant der westlichen Welt: Ras-Tanura-Raffinerie in Saudi-Arabien.

Wenn das Greta wüsste

Das saudische Ölunternehmen Aramco geht auf das US-Finanzgenie John D. Rockefeller zurück. Jetzt kommen Teile davon an die Börse. Das kuriose Ergebnis: In Zeiten von Umwelt- und Klimapanik könnte ein Ölkonzern zum wertvollsten Unternehmen der Welt aufsteigen. *Von René Lüchinger*

Alles ist angerichtet für Mohammed bin Salman, seit er vor zweieinhalb Jahren von seinem Vater König Salman zum Kronprinzen und stellvertretenden Premierminister Saudi-Arabiens ernannt wurde. MbS, so sein Namens-kürzel, hat sich in den Kopf gesetzt, zum Gesicht eines modernen Saudi-Arabien zu avancieren. Eine massvolle Abkehr von ultrakonservativen Religionsprinzipien und eine zarte Liberalisierung der Gesellschaft im Wüstenstaat sollen für immer mit seinem Namen verbunden werden. Vor allem aber soll die einseitige Abhängigkeit des Landes vom Erdöl gelockert werden. «Vision Saudi-Arabiens für 2030» nennt er diesen Plan, der das Land zu einem «globalen Investment-Kraftpaket», zu einem «globalen Drehkreuz» machen soll, «das drei Kontinente verbindet: Asien, Europa und Afrika». Der existierende Public Investment Fund soll zum weltweit grössten Staatsfonds ausgebaut werden, der die Abkehr vom Öl etwa durch Investments in erneuerbare Energien finanzieren soll.

Mehr wert als Apple

Zentrales Element in diesem ökonomischen Umbau ist die staatseigene Saudi Aramco, bedeutendste Erdölgesellschaft der Welt, die das sagenumwobene global grösste bekannte Erdölfeld am Persischen Golf betreibt. Es bildet das Rückgrat der saudischen Volkswirtschaft – und nun soll Mohammed bin Salmans kühnster Plan Realität werden. Der 34-jährige Kronprinz will Anteile der Saudi Aramco an die Börse bringen, die für seinen Staatsfonds 25,6 Milliarden Dollar einbringen sollen: Es wäre der grösste Börsengang der Geschichte. Die im Besitz der saudischen Königsfamilie befindliche Ölfirma

ist eine sprudelnde Geldquelle: Der letztjährige Gewinn summiert sich auf 111 Milliarden Dollar und übersteigt damit die kumulierten Profite der Wettbewerber Shell, Exxon Mobil oder BP. Mit der Publikumsöffnung wäre die Firma mit gegen zwei Billionen Dollar bewertet und damit wertvoller als amerikanische Ikonen wie Apple, Amazon oder Microsoft, die aus dem Computer- und Digitalzeitalter stammen.

Darum geht es Mohammed bin Salman auch: Das Öl, Schmiermittel der Industrialisierung im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert, soll, bevor es versiegt, sein Land in die industrielle Moderne des 21. Jahrhunderts katalysieren. Amerika spielt in diesen Planspielen immer eine Rolle. Seit die USA sich dank Fracking zum Ölexporteur gemausert haben, hat sich das Land ein gutes Stück weit vom Ölkartell Opec und vom saudischen Öl unabhängig gemacht. Für den Wert öffentlich gehandelter Erdölaktien aus dem arabischen Raum ist das nicht wirklich eine gute Nachricht. Manch ein Saudi wird nicht vergessen haben, dass am Beginn der Erdölförderung im Wüstenstaat Amerikaner gestanden sind und diese über Jahrzehnte eine ausschliesslich amerikanische Angelegenheit geblieben war.

Bibel und Birkenrute

Am Anfang stand ein Name: John Davison Rockefeller. Ein Mann, 1839 in ärmlichen Verhältnissen geboren, der das Geldverdienen perfektioniert hat wie kein Mensch vor ihm. Als Junge schon pflegte er seinen fünf Geschwistern Süßigkeiten zu überhöhten Preisen zu verkaufen, später wurde er als Öl magnat zum reichsten Menschen der Welt. Das Rüstzeug für diesen Aufstieg ist bei John D.

Rockefeller aufs Minimale reduziert. Mit Bibel und Birkenrute ist er erzogen worden, im Kopfrechnen begnadet wie keiner und im Lebensstil anspruchslos. In dessen Bewusstsein existierte indes nur Platz für ein einziges Wort: «ich». Diese Ferndiagnose über Rockefeller äusserte jedenfalls der Begründer der analytischen Psychologie, der Schweizer Psychiater Carl Gustav Jung, einmal in einer Vorlesung. Mit diesem Blick aufs Wesentliche in der Disziplin der Geldvermehrung betrat der asketische Erzkapitalist John D. Rockefeller also die Bühne der Unternehmer.

In jungen Jahren schon erkennt er, dass Walfischtran als Brennmittel für Lampen keine Zukunft mehr hatte. Also verkauft er für diese Anwendung Erdöl aus Pennsylvania. In diesem schwarzen Stoff erkennt er – nach anfänglichem Zögern – die Zukunft der nach Energie dürstenden industrialisierten amerikanischen Gesellschaft. Er kauft eine kleine Raffinerie. Später gründet er mit einem Geschäftspartner die Standard Oil Company, die erste Erdölgesellschaft der Vereinigten Staaten. Mit List und Härte macht sich Rockefeller nun breit in Amerika. Anfang der 1880er Jahre kontrolliert seine Standard Oil mit ihren Tochterfirmen, ein Geflecht von rund vierzig Unternehmen mit Holdingsitz am Broadway 26 in New York, rund 90 Prozent des amerikanischen Raffineriegeschäfts. Eine unheimliche Macht, die schliesslich Theodore Roosevelt auf den Plan ruft. Der 26. US-Präsident hat während des Wahlkampfes versprochen, gegen Monopole vorzugehen. Im Jahr 1911 fällt der Oberste Gerichtshof der Vereinigten Staaten das letztinstanzliche Urteil: Standard Oil muss in knapp drei Dutzend Einzelunternehmen aufgespalten werden – die

Nachfolgefirmen sind heute grosse Namen im Ölgeschäft wie Exxon Mobil, BP, Shell.

Und Rockefeller? Am 15. Mai 1911, am Tag der Urteilsverkündung, ist er mit einem Geistlichen auf dem Green beim Golf und fragt den Gottesmann, ob er etwas Kleingeld besitze. Als dieser irritiert reagiert, meint Rockefeller, er solle Standard-Oil-Aktien kaufen. Der Kapitalist wusste genau: Die steigende Automobilproduktion würde den Hunger nach Öl und die Kurse der Öltitel weiter nach oben stemmen.

Ironie der Geschichte

Der saudische Kronprinz hofft beim Börsengang seiner Saudi Aramco auf den gleichen Effekt. Es ist gewissermassen eine Ironie der Geschichte, dass er nun das Erbe des John D. Rockefeller über die Börse an interessierte Investoren abgeben will. Der alte amerikanische Kapitalist hat noch erlebt, wie eine seiner Ex-Firmen, die Standard Oil of California, im Jahr 1933 – vier Jahre vor Rockefellers Tod – von Saudi-Arabien eine Konzession zur Ölsuche erhalten hatte. Dazu wurde die California-Arabian Standard Oil gegründet, 1938 wurde in der Tat im Wüstensand erstmals Öl gefunden. Noch während des Zweiten Weltkriegs wurde der Name in Arabian-American Oil Company (Aramco) abgeändert, und die Ölkonzessionen wurden erneuert.

Die USA wurden zum wichtigsten Verbündeten für die staatliche Unabhängigkeit, Saudi-Arabien wuchs im Gegenzug zum bedeutendsten Erdöllieferanten der westlichen Welt heran. Die nahöstliche Fördergesellschaft Aramco war zum überwiegenden Teil in Händen ehemaliger Rockefeller-Gesellschaften. Dieses lukrative Geschäft endete erst Jahrzehnte später, als die Saudis die Aramco schrittweise verstaatlichten und 1988 in Saudi Aramco umtaufeten.

Einstieg oder Ausstieg?

Zumindest theoretisch könnten Amerikaner mit dem Börsengang wieder in diese Gesellschaft einsteigen. Doch die Zeiten haben sich seit Rockefeller geändert. Ölkarten sind angesichts anhaltender Klimadebatten nicht mehr so hoch im Kurs wie auch schon. Internationale Fonds und Vermögensverwalter warten vielfach erst einmal ab – auch weil die Aktie in den grossen Aktienindizes noch nicht gelistet ist. Investoren sorgen sich um politische Instabilitäten in der Golfregion. Im September haben jemenitische Huthi-Rebellen durch Drohnenangriffe ölverarbeitende Anlagen der Saudi Aramco vorübergehend lahmgelegt. Im Grunde zeigt dies alles: Die Vision 2030 des Kronprinzen ist drängender denn je, je stärker die Strahlkraft von Erdöl als Investitionsobjekt abnimmt. Um es in Worten zu sagen, die von John D. Rockefeller, dem grössten Kapitalisten aller Zeiten, stammen könnten: Bei Aktien gibt es ideale Zeiten für den Einstieg. Und es gibt Zeiten für den Ausstieg. ○



Brief aus ...

Gibraltar

Ein Anflug vom Meer her auf den kleinen Flughafen von Gibraltar kann etwa im Spätherbst unter Umständen ziemlich ungemütlich verlaufen. Die starken Winde können beispielsweise dafür sorgen, dass die Maschine mehrmals heftig geschüttelt wird, gewisse Passagiere leiden, bevor sie endlich aussteigen können. Nicht selten müssen die Piloten sogar noch einmal oder sogar mehrere Male um den berühmten Felsen fliegen, bevor sie überhaupt landen können.

Auch aus der Politik bläst den rund 35 000 Bewohnerinnen und Bewohnern des britischen Überseegebietes zurzeit der Wind ziemlich stürmisch ins Gesicht.

Den Brexit hatten sie 2016 im Gegensatz zu ihren Landsleuten auf der Insel abgelehnt; mit rund 96 Prozent der Stimmen waren sie sogar Spitzenreiter. Und auch mehr als drei Jahre nach jenem Votum, in einem Moment, in dem noch immer nicht völlig klar ist, ob und, wenn ja, wann Grossbritannien die EU definitiv verlässt, hat sich an dieser Ablehnung nichts geändert. Mit wem immer man auch spricht, es findet sich rund um den Felsen, auf dem die berühmten Affen herumklettern, niemand, der der kommenden Trennung von der EU Positives abgewinnen kann. Das ist kein Wunder, denn der Ort mit seinen Finanzgesellschaften und Briefkastenfirmen ist gleichzeitig auf die offenen Grenzen zum EU-Staat Spanien angewiesen. Rund 10 000 Menschen kommen jeden Tag von Norden her über die Grenze, an der noch immer regelmässig Waren und Menschen kontrolliert werden. Zurzeit werden wie für Nordirland komplizierte Szenarien ausgearbeitet, wie die Verzollung von Waren in einer Brexit-Zukunft aussehen könnte. Die abschreckende Erinnerung an die Jahre 1969 bis 1985, als Spanien die Grenze zum britischen Überbleibsel am Mittelmeer

komplett schloss, ist zumindest bei den Älteren noch lebendig.

Gleichzeitig werden die Reihen in den politischen Parteien aber fest geschlossen; zwischen Gibraltar und England passe trotz der Brexit-Differenz kein Blatt Papier, ist zu hören. Die gegenwärtige Unsicherheit, so der Konsens, soll nicht dafür sorgen, dass Spanien mit seinem Anspruch auf Gibraltar wieder einen Fuss in die Tür bekommt. Dieser Anspruch ertönt von jenseits der Grenze zurzeit ziemlich laut. Dies, seit die Rechtsausser-Partei Vox vor einigen Wochen bei den spanischen Wahlen ihre Sitzzahl deutlich ausbauen konnte. Joseph Garcia, stellvertretender Chefminister (wie das Amt in Gibraltar heisst) und Chef der Liberalen, welche mit den Sozialisten in einer Regierung sitzen, findet trotz seines spanischen Namens klare Worte: «Viele Zwergstaaten in Europa wie Liechtenstein oder San Marino haben einen Weg gefunden, wie sie mit ihren Nachbarstaaten Beziehungen pflegen können», sagt er im Gespräch mit der *Welt-*



Klare Worte: Chefminister Garcia.

woche. «Nur Spanien kommt auch nach dreihundert Jahren nicht damit klar, dass wir nicht mehr zu ihnen gehören.»

Auch Brian Reyes, Chefredaktor der lokalen *Gibraltar Chronicle*, hält mit seiner Meinung nicht hinter dem Berg. Er, der in der Redaktion ebenso locker zwischen Englisch und Spanisch wechselt wie beinahe alle in Gibraltar, empfindet die spanischen Ansprüche als völlig unangemessen.

Spätestens beim Besuch der World War II Tunnels oberhalb der Innenstadt dämmert so manchem, dass Gibraltar britisch bleiben wird, zumindest auf absehbare Zeit. Zwischen 1939 und 1945, warteten hier tief im Stollen Soldaten der britischen Armee auf einen Angriff der Spanier unter Franco – ein Angriff, der nie stattfand. In Gibraltar scheint man gerüstet für einen Brexit, der bald kommen könnte. *Peter Bollag*

Vernünftiger als seine Kritiker

Für die Medien ist er der Buhmann des Jahres. Brasiliens Präsident Jair Messias Bolsonaro wird fast noch heftiger angefeindet als Donald Trump. Ein nüchterner Blick auf sein Wirken rechtfertigt die Polemik nicht. Bolsonaro ist ein Pragmatiker, der auch im Sturm gelassen bleibt. *Von Flavio Morgenstern und Alex Baur*

Was wurde von den nationalen und internationalen Auguren nicht alles prophezeit, als der ehemalige Fallschirmjäger Jair Messias Bolsonaro Anfang Jahr die Regierung von Brasilien übernahm. Von einer neuen Militärdiktatur war die Rede, von gnadenlosem Populismus, einem Rückfall ins soziale Mittelalter.

Tatsächlich hat Südamerika mit Fallschirmjägern an der Macht – wir erinnern uns an den venezolanischen Caudillo Hugo Chávez, der das reichste Land des Subkontinents nachhaltig ruiniert hat – nicht die besten Erfahrungen gemacht. Leider warnte kaum ein Kommentator, als Chávez vor zwei Jahrzehnten die Macht an sich riss. Schliesslich hatte er es doch nur gut gemeint.

Schauen wir auf ein Jahr Bolsonaro zurück, können wir mit Ernüchterung feststellen: Brasiliens Präsident ist das Gegenteil eines Hugo Chávez, nicht nur was seine konservativ-liberale Grundhaltung betrifft. Keines der Merkmale, welche einen Caudillo auszeichnen – die Verachtung gegenüber der Verfassung, der Gewaltentrennung und der Demokratie, rücksichtslose Selbstinszenierung, Korruption und Günstlingswirtschaft – trifft auf Bolsonaro zu.

Weniger Gewaltverbrechen

Vielmehr haben die Gerichte und das Parlament bislang viele der Reformen blockiert oder unterlaufen, die Bolsonaro versprochen hatte und für die er immerhin mit einer komfortablen Stimmenmehrheit gewählt wurde. Er selber nahm es mit bemerkenswerter Gelassenheit hin. Tatsächlich erwies sich Bolsonaro bis anhin als ein für lateinamerikanische Verhältnisse aussergewöhnlich unautoritärer und pragmatischer Präsident.

Der Widerstand kam nicht unerwartet. Dreizehn Jahre Lula-Dilma-Sozialismus haben ihre Spuren hinterlassen und eine Schicht von Profiteuren geschaffen, die ihre Pfründen nicht kampfflos aufgeben, mag das Volk für wen oder was auch immer stimmen. Demokratie im westlichen Sinne war noch nie die Stärke der orthodox marxistisch geprägten lateinamerikanischen Linken. Sie orientierte sich schon immer am Demokratieverständnis der demokratischen Volksrepubliken. Was gut ist für das Volk, bestimmen nach dieser Ideologie die Parteikader.

Das Erstaunlichste an Bolsonaros erstem Jahr ist, dass er sein wichtigstes Wahlversprechen, über das im Ausland kaum berichtet

wurde, das aber in Brasilien für seinen Sieg gesorgt haben dürfte, zu erfüllen scheint: der Kampf gegen die organisierte Gewaltkriminalität.

Im Jahr der Amtsenthebung von Dilma Rousseff wurden in Brasilien tagtäglich im Schnitt 175 Morde registriert. Das war ein Rekord, der bereits 2018 unter dem Interimspräsidenten Michel Temer leicht zurückging. Es waren da «nur» noch 57 300 Morde pro Jahr. In der ersten Hälfte dieses Jahres ging die Zahl der Morde gegenüber dem Vorjahr um sagenhafte 22 Prozent zurück, von 27 300 auf 21 200.

Der grösste Erfolg gegen das Gewaltverbrechen wurde in den Hochburgen der sozialistischen Wählerschaft verzeichnet, im Nordosten. Und das ist kein Zufall. Bereits am 4. Januar, also unmittelbar nach der Vereidigung, entsandte Justizminister Sérgio Moro

In gewissen Gegenden herrscht seit Jahren ein faktischer Kriegszustand.

das Militär in den Bundesstaat Ceará, wo ein blutiger Bandenkrieg wütete. Moros anfänglich mit viel Skepsis und Kritik beäugter Einsatzplan war ein derartiger Erfolg, dass er später auf fünf Staaten ausgeweitet wurde.

Der Erfolg hat auch seine Schattenseite. Der *Economist* etwa rechnete aus, dass die Zahl der von der Polizei getöteten mutmasslichen Gangster die höchste seit zwanzig Jahren sei. In einem Rechtsstaat ist es nicht das Ziel, Verdächtige umzubringen, man will sie vor Gericht stellen.

Der Kampf gegen das Verbrechen fordert einen schrecklichen Tribut. Wer indes von «sozialen Säuberungen» oder gar von einem «Genozid» redet – was einige Kommentatoren tun –, blendet aus, dass das organisierte Verbrechen in Brasilien extrem gewalttätig agiert. In gewissen Gegenden herrscht seit Jahren ein faktischer Kriegszustand. Daran änderten auch Lulas soziale Programme nichts. Viele Gangster sind bereit, bis zur letzten Konsequenz zu kämpfen. Wer sie bekämpft, muss Tote in Kauf nehmen, so brutal es klingen mag.

Zwar trifft es auch zu, dass überproportional viele Farbige zu den Mordopfern gehören. Was dabei verschwiegen wird: Dasselbe gilt auch für die Täter. Mit Rassismus hat das

nichts zu tun. Es ist einfach eine Realität, über deren Ursachen man streiten kann. Aber dafür müsste man diese Realität erst einmal akzeptieren.

Zu den ersten Amtshandlungen von Bolsonaro gehörte ein Dekret, welches den Erwerb von Waffen für Leute mit sauberem Leumund erleichtert. Es kann nicht sein, so der Grundgedanke, dass Gangster über die modernsten Waffen verfügen, währenddem anständigen Bürgern nicht einmal eine alte Flinte zugebilligt wird. Vor allem in ländlichen Gebieten mit einer schwachen Polizeipräsenz ist das die Realität.

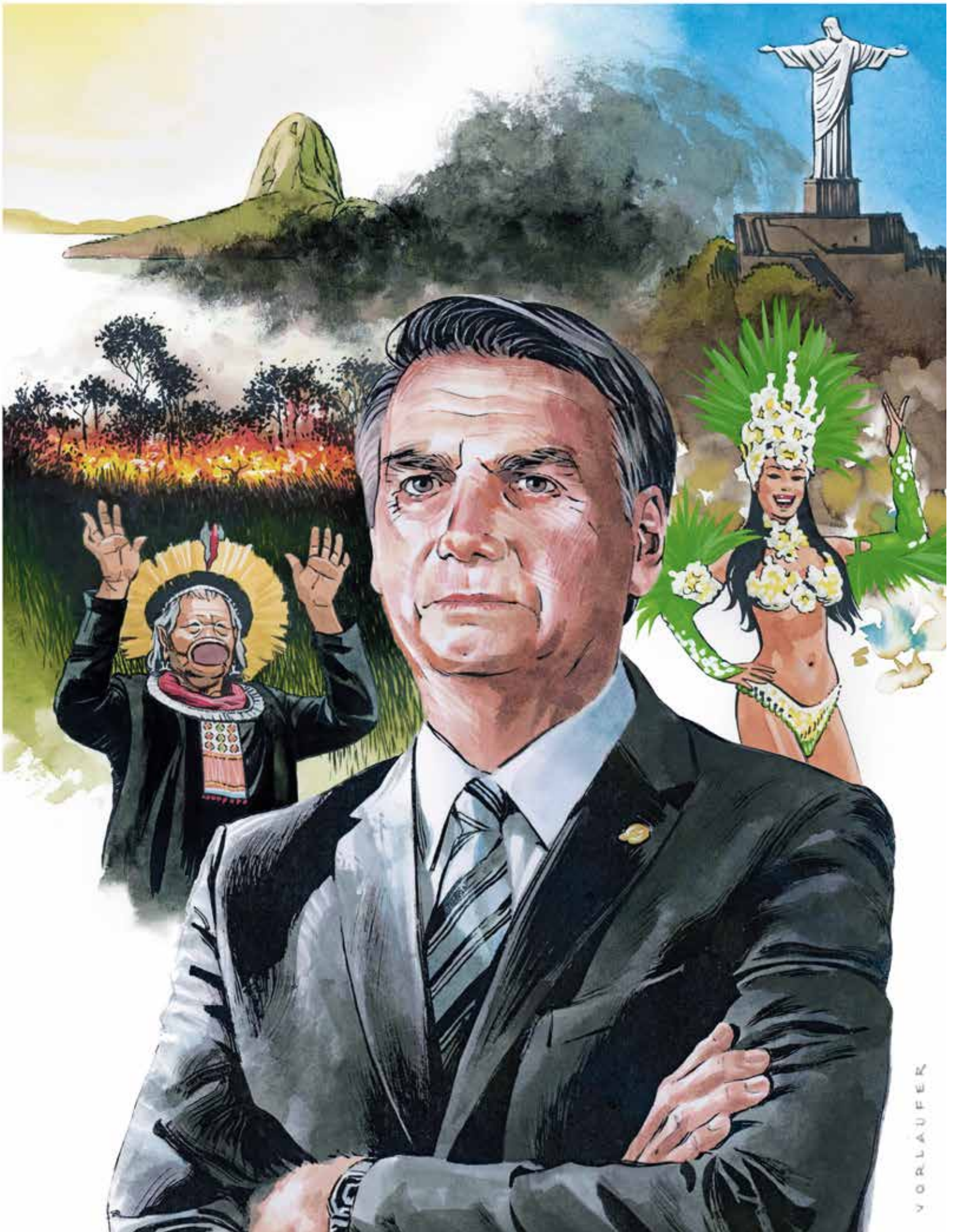
Was auch immer man von dieser Logik halten mag, in einem der wenigen Referenden, die es in Brasilien je gab, hat die Mehrheit der Bevölkerung, noch in der Ära Lula notabene, einer Lockerung des Waffengesetzes grossmehrheitlich zugestimmt. Doch der Volksentscheid wurde nie umgesetzt. Auch das Waffendekret von Bolsonaro erwies sich als Pyrrhussieg. Es wurde von Justiz und Parlament umgehend wieder neutralisiert. Man kann sich fragen, wer hier die Demokratie nicht respektiert. Bolsonaro kann man diesen Vorwurf sicher nicht machen.

Womit wir definitiv auf dem Boden der Realität angelangt wären: Mehr als die Hälfte der Gesetze und Reformen, mit denen die Regierung Bolsonaro eine Richtungsänderung in Brasilien bewirken wollte, sind im Parlament gescheitert. Namentlich Justizminister Moro, der sich schon zuvor als Staatsanwalt als gnadenloser Korruptionsjäger profiliert hatte, musste herbe Niederlagen einstecken.

Kampf gegen den Kokainhandel

Sinnbildlich dafür steht die vom obersten Gerichtshof angeordnete Freilassung des in zweiter Instanz verurteilten ehemaligen Präsidenten Lula. In einem derartigen Fall, so die Richter, müsse bis zur Inhaftierung das rechtskräftige Urteil abgewartet werden. Der Grundsatzentscheid hat auch Folgen für eine ganze Reihe weiterer Korruptionsprozesse. Wenn man in Betracht zieht, wie langsam und oft unergründlich die Mühlen der brasilianischen Justiz mahlen, ist es sicher kein gutes Signal im Kampf gegen die Korruption.

Einen Erfolg kann Moro dagegen beim Kampf gegen den Kokainhandel verbuchen, den er sich ebenfalls ganz gross auf die Fahnen geschrieben hat. Von Januar bis Oktober wurden in Brasilien 47,1 Tonnen des weissen Pul-



VORLÄUFER

Ordnung und Fortschritt: Jair Bolsonaro.



Er hat es doch nur gut gemeint: Caudillo Hugo Chávez (1954–2013).



Täglich 175 Morde: Ex-Präsidentin Dilma Rousseff.

vers beschlagnahmt, was gegenüber der gleichen Vorjahresperiode einer Steigerung um satte 50 Prozent entspricht. Das dürfte auch die Menschen jenseits des Atlantiks interessieren, ist Brasilien doch einer der wichtigsten Umschlagplätze für Drogen, die nach Europa gelangen. Von einem Dankeschön aus dem alten Kontinent war bislang nichts zu hören.

Vermeintlicher Freund Trump

Positiv ist schliesslich auch zu vermerken, dass Brasilien bis jetzt von den sozialen Unruhen verschont blieb, welche in der Nachbarschaft von Kolumbien über Ecuador bis Chile und Bolivien aufgeflammt sind. Die Gründe für die nach allen Regeln der Kunst geschürte Unzufriedenheit sind vielfältig. Wenn es eine gemeinsame Ursache für die Protestwelle gibt, die zurzeit über Südamerika schwappt, dann ist es die Erlahmung des Wachstums, die in fast allen Ländern zu verzeichnen ist. Und hier steht Brasilien leider auch nicht besonders gut da.

Nach Jahren der Rezession zeigt die Wirtschaft zwar Anzeichen einer bescheidenen Erholung. Die brasilianische Zentralbank pro-

Das Klima der Polarisierung ist vor allem ein mediales Phänomen.

gnostizierte für dieses Jahr ein Wachstum von 0,92 Prozent, für 2020 werden 2 Prozent erwartet. Das dürfte mit den angekündigten Liberalisierungen der Wirtschaft zusammenhängen, die ein günstiges Klima für Investoren schaffen. Aber das Wachstum ist immer noch zu schwach, als dass man von einer echten Trendwende reden könnte.

Immerhin hat die Regierung Bolsonaro eine Rentenreform geschaffen, an der alle seine Vorgänger in den letzten dreissig Jahren gescheitert sind. Die Zeitbombe der Pensionen, die rund die Hälfte des Staatsbudgets verschlingen, war seit den 1990er Jahren bekannt. Die von Wirtschaftsminister Paulo

Guedes eingefädelte Reform ging im letzten Oktober durch den Kongress. Wohl erstmals in der Geschichte des Landes gingen Menschen auf die Strasse, um für und nicht gegen eine Kürzung der unbezahlbar gewordenen Renten zu protestieren.

Der Pferdefuss: Die rund 290 Milliarden US-Dollar, die in zehn Jahren eingespart werden müssen, wurden auf 150 Milliarden reduziert. Im Lot ist das Rentensystem damit noch nicht, aber es ist immerhin ein erster Schritt getan.

Der Reformator Paulo Guedes kam denn auch nicht mit all seinen Liberalisierungsvorhaben durch. Bolsonaro selber zögert, wenn es etwa um die Privatisierung der Erdölförderung (Petrobras) und des Banco do Brasil geht – Staatsunternehmen, denen er eine «strategische Bedeutung» beimisst. Und auch hier wird das Parlament das letzte Wort haben.

Der schwerste Rückschlag für Brasilien kam ausgerechnet aus den USA, wo Donald Trump, ein vermeintlicher Freund der Regierung Bolsonaro, Strafzölle auf brasilianischen Stahl verfügte. Es bleibt zu hoffen, dass die protektionistischen Massnahmen nach den nächsten US-Wahlen wieder gelockert werden.

Das Klima der Polarisierung, das Bolsonaro in Brasilien angeblich geschaffen haben soll, ist vor allem ein mediales Phänomen. Die aggressive Rhetorik gab es im Wahlkampf von allen Seiten, sie ist Geschichte. Bolsonaro twittert zwar gerne und viel, doch seine Botschaften sind nicht mit jenen Trumps zu vergleichen. Die krampfhaften Versuche, irgendwelche Zitate aus dem Zusammenhang zu reissen und gegen ihn zu verwenden, greifen nicht mehr.

So löste etwa eine Botschaft, in der Bolsonaro die indianische Urbevölkerung mit Zootieren verglichen haben soll, ein mediales Strohfeuerchen aus. Sogar von einem geplanten «Genozid» – darunter geht es in Zeiten globaler Web-Hysterie offenbar nicht – war die Rede. Nur wurde Bolsonaros Zitat verfälscht. Der Präsident sprach sich vielmehr dafür aus, dass man die Urbevölkerung nicht wie Zoo-

tiere in ihren Reservaten isolieren, sondern in die Gesellschaft integrieren sollte.

Problem in den eigenen Reihen

Unbesehen davon, ob man nun für oder gegen Reservate ist, die Integration aller Bevölkerungsgruppen in die Gesellschaft zu fordern, ist sicher nicht rassistisch, sondern das Gegenteil davon. Bolsonaro ist es vielmehr zu verdanken, dass nun auch Dinge zur Sprache kommen, die bislang völlig tabuisiert wurden.

Der Infantizid – die Tötung von Neugeborenen mit Missbildungen, also die Euthanasie – ist bei den Indianern im Amazonas-Gebiet nach wie vor verbreitet. Darf ein Rechtsstaat solche Praktiken wirklich dulden? Ist es grundsätzlich tolerierbar, dass es in einem Land verschiedene Gesetze für verschiedene Rassen gibt? Gilt die Schulpflicht etwa nicht für Kinder, nur weil sie eine kupferfarbene Haut haben? Stimmt es wirklich, dass die Indianer in den Reservaten, die weitgehend rechtsfreie Räume sind und von Mafias beherrscht werden, besser geschützt sind?

Das Amazonas-Gebiet ist und bleibt ein Brennpunkt, im wörtlichen wie im übertragenen Sinne. Doch das ist weder neu, noch hat es viel mit Bolsonaro zu tun. Das Hauptproblem liegt darin, dass das unwegsame und dünnbesiedelte Gebiet, das in seinem Gesamtumfang fast so gross ist wie ganz Australien, kaum zu kontrollieren ist. Die Vorgängerregierungen setzten auf strikte Verbote, die das Papier nicht wert waren, auf dem sie gedruckt sind, weil sie nie eingehalten wurden. Bolsonaro postuliert dagegen eine kontrollierte Besiedlung, die es erlauben soll, wenigstens gewisse Grundregeln durchzusetzen. Auch hier zeugt seine Haltung von Pragmatismus und eben gerade nicht von jenem Fundamentalismus, den man ihm von linker Seite andichtet.

Der weltweite Hype um das angeblich brennende Amazonas-Gebiet ist ein typisches Beispiel für die Mischung aus Unwissen und Desinformation, mit der gegen die brasilianische Regierung Stimmung gemacht wird. Die Realität ist komplizierter und wurde in diesem

Blatt schon eingehend besprochen («Verbrannte Erde», *Weltwoche* Nr. 35/19). Tatsache ist, dass lediglich der südliche Rand des Urwaldes von der unkontrollierten und illegalen Brandrodung betroffen ist.

Das Phänomen, welches nicht nur auf das Konto von Grossgrundbesitzern geht, sondern auch auf das der von den Sozialisten gehätschelten «Landlosenbewegung», ist alles andere als neu. Tatsache ist und bleibt allerdings auch, dass Brasilien bloss 7,8 Prozent seines Territoriums landwirtschaftlich nutzt. In Frankreich, wo besonders laut gegen den angeblichen Umweltfrevler der Brasilianer protestiert wurde, wird über die Hälfte des Territoriums von Bauern bewirtschaftet.

Auch energietechnisch könnten die ach so ökologischen Europäer einiges von Brasilien lernen. Biotreibstoffe wurden hier schon genutzt, lange bevor man sich jenseits des Atlantiks überhaupt bewusst wurde, dass man mit

Auch energietechnisch könnten die ach so ökologischen Europäer einiges von Brasilien lernen.

Ethanol einen Verbrennungsmotor betreiben kann. Ein forciertes Ausbau der Wasserkraft gehört ebenso ins Programm der Regierung wie eine Fortsetzung der Atomprogramme. Auch wenn es der Öko-Lobby nicht gefällt, mit diesen Energieträgern lassen sich riesige Mengen von CO₂-Emissionen nicht nur auf dem Papier, sondern auch in der real existierenden Welt verhindern.

Bolsonaros vielleicht grösstes Problem liegt allerdings in den eigenen Reihen, bei der politischen Basis. Als Vertreter einer Mittepartei gewählt, will er nun seine eigene, konservative Partei gründen, die «Allianz für Brasilien». Eine Partei gründet man in der

Regel vor, nicht nach den Wahlen. Viele Anhänger Bolsonaros werden ihm folgen. Doch wie bei jeder Scheidung beginnen die Probleme mit der Aufteilung des Eigentums. Zurzeit läuft ein Kampf um den «Partiefonds». Das sind Millionenbeträge aus der Staatskasse, welche die Parteien für Kampagnen zur Verfügung gestellt bekommen. Je mehr Abgeordnete eine Partei hat, desto grösser ist der Fonds. Abgeordnete, die zur neuen Partei migrieren, könnten gezwungen sein, den Fonds der alten Partei zu überlassen. Das wäre ein herber Rückschlag für Bolsonaro. Der Oberste Gerichtshof wird entscheiden.

Anlass zu Hoffnung

Auf der internationalen Ebene hat sich die Rhetorik derweil abgekühlt. Trotz des verbalen Schlagabtauschs auf dem G-20-Gipfel mit Angela Merkel und Emmanuel Macron hat Brasilien ein Freihandelsabkommen mit der EU beziehungsweise mit der Efta akzeptiert, welches die Einhaltung des Pariser Klima-Abkommens einschliesst.

Dass Bolsonaro mit den brutalen Diktaturen in Venezuela und Kuba gebrochen hat, notabene den engsten Verbündeten seiner Vorgänger, werfen ihm mittlerweile nur noch ein paar unverbesserliche Steinzeitsozialisten vor. Brasilien sucht wieder die Nähe zu den westlichen Demokratien. Neben den Freihandelsabkommen mit der EU und der Efta sind auch fortgeschrittene Verhandlungen mit Kanada, Südkorea und Singapur sowie den USA und Japan im Gange.

Statt die Umverteilung der Armut zu propagieren, verbreitet die neue Regierung einen Geist des Fortschritts, der Schaffung neuer Chancen und Perspektiven. Ein Beispiel dafür ist das ehrgeizige Eisenbahnprogramm, welches der Infrastrukturminister Tarcísio Gomes vorantreibt. Ein anderes Grossprojekt ist die

landwirtschaftliche Nutzung des trockenen und armen Nordostens von Brasilien. Mit der Hilfe Israels, eines neuen Verbündeten, soll Wasser im grossen Stil entsalzt werden. Gegen die Urbarmachung der Wüste können nicht einmal Öko-Fundamentalisten etwas einwenden.

Die bisher grösste Enttäuschung ist der Bildungssektor, der sich fest in sozialistischer Hand befindet und bisher erfolgreich jede Veränderung abgeblockt hat. Der ursprünglich aus Kolumbien stammende Minister Ricardo Vélez Rodríguez hat das Handtuch bereits geworfen, sein Nachfolger Abraham Weintraub hat noch kein Modell präsentiert, über das man wenigstens streiten könnte. Es herrscht das Prinzip der Besitzstandswahrung, der absolute Stillstand.

Südamerika steckt in einer Krise. Es ist nicht klar, in welche Richtung sich der Kontinent bewegen wird. An die Dauerkatastrophe Venezuela hat man sich gewöhnt, das dauerkriselnde Argentinien hat sich trotzdem wieder für eine linke Regierung entschieden. In Bolivien und Ecuador weiss man nicht, wie es nach einem durch die linkspopulistischen Caudillos Rafael Correa und Evo Morales geprägten Jahrzehnt weitergehen soll, in Kolumbien scheint das Morden auch nach dem Friedensvertrag mit den Farc kein Ende zu nehmen. In Peru und Chile stehen die neoliberalen Wirtschaftsmodelle unter Dauerbeschuss, obwohl sie in den letzten 25 Jahren hervorragende Resultate gezeitigt und die Armutsquoten massiv gesenkt haben.

Misst man Brasilien an diesem wenig erpriesslichen Umfeld, kann man nach einem Jahr Jair Bolsonaro doch sagen: Das Land, welches den Leitsatz «Ordnung und Fortschritt» in seinem Banner trägt, ist trotz aller Widerwärtigkeiten stabil. Es gibt Anlass zu Hoffnung. ○



JETZT AM KIOSK!

Klimakonferenzen sind nützlich

Nein, die Teilnahme der Schweiz am Madrider Weltklimatreffen ist keine Zeitverschwendung. Seriöse Beschlüsse werden gefasst. Sie dienen unserem Land. Um Weltrettung geht es dabei nicht.

Von *Henrique Schneider*

Die einen besingen den Klimanotstand. Die anderen prangern die Klimahysterie an. Die einen sehen eine globale Regulierungsoffensive als einzigen Weg, den Klimawandel abzubremsten. Die anderen erachten das Uno-Klimasekretariat mit seinem Budget von 27 Millionen US-Dollar pro Jahr als nichts anderes als aufgeblasene Bürokratie.

Für Aktivisten wie Greta Thunberg und Michael Bloomberg ist die Klimakonferenz eine willkommene Plattform, um ihre Causa und sich selbst darzustellen. Dasselbe gilt für die etwa 14 000 Beobachter, die dieses Jahr nach Madrid strömen. Die über 3000 Journalisten nehmen die Gelegenheit gerne wahr.

Doch das öffentliche Brimborium ist nur die eine Seite der Medaille. Die andere präsentiert sich den 10 000 Unterhändlern. Das sind die staatlichen Delegationen, die nach Madrid gekommen sind, um Abmachungen zu treffen.

Orientierungslauf durch die Hallen

Wer durch die Hallen der vom 2. bis zum 13. Dezember stattfindenden Madrider Klimakonferenz geht, wird leicht vom Ausmass beeindruckt. Minister eilen von Termin zu Termin. Unterhändler überprüfen Texte Wort für Wort. Experten diskutieren jedes Detail. Die sogenannte Zivilgesellschaft – zum Beispiel Umweltorganisationen, Handelskammern, die Pfadfinder oder die Landwirte – lärmt. In dem Konferenzgewirr braucht man Orientierung.

«Die Weltklimakonferenz ist das Zusammenkommen der Vertragsstaaten der Uno-Klimakonvention», hält Norine Kennedy fest. Sie ist Delegierte der US-amerikanischen Handelskammer und eine altgediente Begleiterin des Prozesses. Sie sagt weiter: «Die Klimakonferenz dient der Weiterentwicklung verschiedener internationaler Verträge oder Übereinkommen. Sie ist eine technische Sache.» Der Inder Soumya Dutta, Koordinator der Umweltorganisationen, stimmt zu: «Das hier ist vergleichbar mit der Welthandelsorganisation. Eine technische Konferenz kann und will die Welt nicht retten.»

Das mag alles zutreffen. Doch: Braucht es eine internationale Koordination des Klimaschutzes? Jedes Land kann es ja selbst machen. Das stimmt, doch damit ist der Schweiz nicht gedient. Für sie als eines der klimaefizientes-



Zielgerichtet: Botschafter Perrez.

ten Länder der Welt sind weitere Reduktionen mit den höchsten Kosten verbunden. Dieser Zustand ist das Ergebnis einer ambitionierten Klimapolitik, die alle bürgerlich dominierten Legislativen bisher beschlossen haben. Nur durch eine internationale Koordination kann die Schweiz ihre Kosten im internationalen Vergleich senken.

Noch fundamentaler kann man einwenden, Klimaveränderung oder -erwärmung gebe es gar nicht. Auch damit ist der Schweiz nicht gedient. Denn: Den internationalen Klimaprozess gibt es wirklich! Darin werden wirkliche Beschlüsse gefasst mit Einfluss auf die Schweiz. Besser ist es also, diesen Prozess und seine Beschlüsse aktiv und im Sinne des Landes zu beeinflussen.

Ist die Teilnahme an der Klimakonferenz also im Interesse der Schweiz? Ja. Denn das bürgerlich dominierte Parlament hatte entschieden, das Übereinkommen von Paris zu ratifizieren. Also muss sich das Land auch im internationalen Klimaprozess engagieren. Wie tut es das? Botschafter Franz Perrez, der Schweizer Delegationsleiter, erklärt seine Philosophie, während er mit einem Tempo von etwa 6 Kilometern pro Stunde von Halle zu Hal-

leilt: «Man muss sich immer fragen: Brauchen wir einen Beschluss?»

Ein Beschluss ist eine neue Regel. Ein Beschluss führt zu Bürokratie. Ein Beschluss führt zu Mehrkosten. Gerade das will die Schweiz verhindern, deshalb akzeptiert sie Beschlüsse nur, wenn nötig. Auch in anderen Sachen geht Bern mit gutem Beispiel voran. Die Delegation wurde auf siebzehn Leute verkleinert, Bern will den Sitzungsrhythmus drosseln und nimmt Abstand von Symbolpolitik.

Vor allem will die Schweiz klare Regeln im Zusammenhang mit den Instrumenten des Übereinkommens von Paris. Es kann nicht sein, dass sich Bern ein ambitioniertes Klima-

Die Schweiz hat generell den Ruf, eine der harten Verhandlerinnen zu sein.

schutzgesetz gibt und andere Länder nur «heisse Luft» produzieren. «Einige Länder wollen sich hier alles holen: Geld, den grünen Stempel und eine Lizenz, alles Mögliche zu tun. Das geht nicht», sagt eine Verhandlerin eines kleinen Landes – sie will anonym bleiben – und komplettiert: «Zum Glück tritt hier die Schweiz hart auf.»

Die Schweiz hat generell den Ruf, eine der harten Verhandlerinnen zu sein. Andere sind etwa die USA oder Brasilien. Hart bedeutet, die nationalen Interessen konsequent zu vertreten. Botschafter Perrez bringt es auf den Punkt: «Es ist nicht glücklich, sich in Kompromisse zu manövrieren, die nicht notwendig sind.»

Die Klimakonferenz 2019 findet in Madrid statt. Chile, das ursprüngliche Gastgeberland, konnte sie nicht austragen. Eilends wurde eines des grössten industriellen Messe- und Ausstellungsgelände Europas umfunktioniert. Die nun in den Hallen herrschende Hektik ist kein Bürokratiezirkus. Sie ist typisch für alle multilateralen Treffen, etwa bei der Welthandelsorganisation oder im Weltpostverein.

Aus der Sicht des Unterhändlers ist die Konferenz also ebenso notwendig wie zielgerichtet. Verloren kommen einem hingegen die Beobachter vor, die ja zahlreicher vertreten sind als die Verhandler selber. Die Konferenz ist nämlich nicht da, um die Welt zu retten.



Henrique Schneider ist Vizedirektor des Schweizerischen Gewerbeverbands. Er vertritt die Wirtschaftsinteressen im Rahmen der offiziellen Schweizer Delegation.

Impeachment-Blues

Von Hansrudolf Kamer — Präsident Trump lässt sich nicht aus dem Sattel heben. Das Amtsenthebungsverfahren gegen ihn verpufft. Watergate ist vorbei, die Republikaner haben ihre Lektion gelernt.



The thrill is gone [...] and you'll be sorry someday», singt B. B. King. Ganz ohne Rücksicht auf Verluste hat der demokratische Vorsitzende des Geheimdienstkomitees im Repräsentanten-

haus den Bericht über das Impeachment Präsident Trumps vorgelegt und an den Justizausschuss weitergeleitet, der Anklagepunkte formulierte. Das Verfahren geht automatisch weiter – und stösst ins Leere.

Das ist der Impeachment-Blues. Deprimierend – wieder nichts. Auch dieser Anlauf zum Sturz Trumps endet ohne einen Knall, ohne dass die Amerikaner ihre Ansichten geändert hätten. Meinten es die demokratischen Impeacher wirklich ernst, hätten sie wenigstens versuchen müssen, auch Republikaner zu überzeugen. Nur eine überparteiliche Anstrengung hätte Aussicht auf Erfolg.

Der Report beschuldigt Trump, mit der Aussenpolitik Innenpolitik betrieben und sie zu seinem eigenen Vorteil eingesetzt zu haben. Hier war ein übereifriger New Yorker Staatsanwalt am Werk. Das Papier beleuchtet die über vier Monate dauernden Versuche Trumps, den ukrainischen Präsidenten Selensky davon zu überzeugen, Untersuchungen über Korruption und die Rolle der Ukraine bei den amerikanischen Präsidentenwahlen 2016 anzukündigen.

Als Druckmittel seien Waffenlieferungen angewendet worden, doch diese wurden geliefert, ohne dass Selensky wie angeblich gewünscht reagierte. Ein Besuch im Weissen Haus fand statt. Nichts, was hier ausserhalb des üblichen Rahmens wäre. Dafür, dass der ehemalige Vizepräsident Biden heute Kandidat ist und damals seinen Sohn in einer ukrainischen Firma eingeschleust hatte, kann Trump nichts.

Natürlich kommt der Präsident schlecht weg. Impeachment ist ein Mittel im politischen Kampf. Das Konvolut ist eine einzige Anklage gegen Trumps Charakter und prangert fehlende Urteilskraft an. Als Wahlkampfmunition ist das alles unerlässlich, aber als Unterlage für ein Impeachment schlicht ungeeignet, wenn nicht kontraproduktiv.

Bisher gab es drei Anläufe, einen Präsidenten vorzeitig aus dem Amt zu drängen: Andrew Johnson 1868 kurz nach dem Bürgerkrieg, Richard Nixon 1974 kurz nach seiner triumpha-

len Wiederwahl und Bill Clinton 1998. Alle drei Versuche scheiterten – Nixon trat zurück, bevor sich der Senat zu den Anklagepunkten äussern konnte.

Politische Polarisierung, ein Kampf bis aufs Messer, zieht sich wie ein roter Faden durch die amerikanische Geschichte. Johnson war Abraham Lincolns Vizepräsident, ein Demokrat aus Tennessee, ein Südstaatler, der im Zeichen nationaler Einheit auf dem Ticket landete. Lincolns Ermordung machte ihn zum Präsidenten. Er versuchte nach der elenden Schlächtereier im Krieg, gegenüber dem Süden eine versöhnliche Politik zu betreiben.

Missbrauch der Steuerbehörde

Das misslang gründlich. Die Nordstaaten-Republikaner – demokratische Senatoren aus den Südstaaten waren noch nicht alle rehabilitiert worden – sperrten sich dagegen und suchten ihr Heil im Impeachment. Am Schluss fehlte eine Stimme zur Amtsenthebung. Johnson wurde später Senator und hielt eine fulminante Rede, in der er mit seinen Gegnern abrechnete.

Richard Nixon war einer der erfolgreichsten Präsidenten. Er beendete den Vietnamkrieg mit einer nichtkommunistischen Regierung in Saigon. Er schlug eine Brücke zwischen Amerika und China, unterschrieb

ein richtungsweisendes Abrüstungsabkommen mit der Sowjetunion und begann die Deeskalation im Kalten Krieg.

Er beendete die allgemeine Militärdienstpflicht, reduzierte die Verbrechensrate und gründete die Umweltschutzbehörde. Die Bindung des Dollars an das Gold wurde beendet. Er wurde mit einer der grössten Mehrheiten der Geschichte 1972 wiedergewählt.

Watergate begann mit dem Einbruch republikanischer «Klempner» im Hauptquartier der Demokraten in Washington. Wie Nixon später einräumte, malträtierte er die Untersuchungen und äusserte Unwahrheiten – allerdings nicht wie Clinton unter Eid. Er verspielte damit seine Glaubwürdigkeit. Die drei Gesetzesartikel des Impeachment gegen ihn erscheinen heute lächerlich. Er praktizierte nur, was seine Vorgänger regelmässig machten. Der Missbrauch der Steuerbehörde IRS für parteipolitische Zwecke etwa ist geradezu ein Klassiker.

Was Watergate aber richtig ins Rollen brachte, war der Machtkampf innerhalb der Bundespolizei FBI. Mark Felt, Vizedirektor, wurde bei der Nachfolge von J. Edgar Hoover von Nixon übergeben und rächte sich an ihm, indem er die Journalisten der *Washington Post* mit selektiven Informationen aus dem Giftschrank des FBI fütterte. Seine Identität blieb lange ein gutgehütetes Geheimnis. Wäre herausgekommen, dass nur ein verärgerter Bürokrat dahinter steckte, hätten die Watergate-Heroen ihren Glanz verloren.

Das Schicksal Trumps wird sich bei den Wahlen 2020 entscheiden. Seine Zukunft hängt nicht am Impeachment, sondern daran, wen die Demokraten gegen ihn in Stellung bringen. Zurzeit sieht es für Trump daher gut aus.



Wieder nichts: Donald Trump.

Riad tanzt, Teheran blutet

Zwei verfeindete Giganten, zwei Welten: In Saudi-Arabien lockert der Kronprinz die Regeln, im Iran werden Bürger, die sich gegen das rückständige Regime erheben, zu Tausenden verhaftet und ermordet. Woher rührt der frappante Gegensatz? *Von Pierre Heumann*

Über den Iran rollte neulich die wahrscheinlich grösste Protestwelle seit 1979, als Ajatollah Chomeini den Schah stürzte und die Macht übernahm. Auf Videoclips waren blutende Demonstranten, brennende Strassensperren und Scharfschützen des Regimes auf Dächern zu sehen. Youtube-Streifen dokumentieren Panik, Angstschreie von Verwundeten und den Abtransport von Toten. Es sei wie in einem Kriegsgebiet, sagte eine Frau ausserhalb der Hauptstadt am Telefon. Mehr als tausend Menschen könnten seit Mitte November in den ersten Wochen der Demonstrationen ums Leben gekommen sein, schätzt das US-Aussenministerium. Die Demonstrationen waren durch eine Anhebung des Benzinpreises um rund 50 Prozent ausgelöst worden.

Ganz anders die Stimmung auf der gegenüberliegenden Seite des Persischen Golfs, wie ein Augenschein zeigt. Auch Saudi-Arabien hat in den vergangenen Monaten die Bürger zur Kasse gebeten, stärker noch als der Iran. So wurde erstmals eine Mehrwertsteuer eingeführt, Gebühren auf staatlichen Leistungen erhoben, die bisher kostenlos erhältlich gewesen waren, und auch der Benzinpreis wurde erhöht. Im Unterschied zum Iran löste das aber keine Protestwelle aus. Und das kommt nicht von ungefähr.

Erstens erhielten die Armen für die neuen Belastungen Kompensationen aus der Staatskasse. Zudem zeigten viele Saudis im Gespräch Verständnis dafür, dass Kronprinz Mohammed bin Salman (Kürzel: MbS) das Budget und den Aussenhandel des Königreichs aus der gefährlich ungesunden Ölabhängigkeit befreien will. Er ist nicht traditionellen Denkmustern verhaftet. So stufte er zum Beispiel den staatlichen Sektor zurück und setzt auf die Initiative privater Unternehmer. Einen Teil von Saudi Aramco, dem Kronjuwel der Nation, hat das Königreich soeben an die Börse gebracht, und viele Private haben sich daran beteiligt. Im Gegensatz zu seinen Vorgängern ist MbS nicht mehr im Panarabismus verwurzelt, sondern verfolgt in erster Linie die Interessen Saudi-Arabiens. Der Teilverkauf von Aramco wurde deshalb nicht nur mit ökonomischen, sondern auch mit patriotischen Argumenten befeuert.

«Soziale Revolution»

MbS weiss zudem, auf welche sozialen Reformen die Jugend wartet. Die konservativen Geistlichen, die mit ihren Schergen während Jahrzehnten das Königreich terrorisierten, hat



Kampf um Bürgerrechte: Leben in Riad (o.) und in Teheran.

er entmachtet, einige wurden verhaftet. Wer heute das Klima in Saudi-Arabien mit früheren Jahren vergleicht, stellt fest: Die Saudis, vor allem die jungen, sind entspannter und lebenslustiger als zu Beginn dieses Jahrzehnts. Sie zeigen mehr Initiative, um ihre neue Verantwortung zu schultern, die mit dem Abbau staatlicher Zuwendungen und Leistungen auf sie zukommt.

Während Saudi-Arabiens Kronprinz die Zukunft gestaltet, widersetzen sich die Mullahs stur jeglichem Kurswechsel. Sie zeigen null Kompromissbereitschaft gegenüber Reformkräften. Das rächt sich jetzt, wie die jüngsten Proteste im Iran gezeigt haben. Denn es ging den Demonstranten nicht bloss um die Verteuerung des Sprits. Die Wut richtet sich gegen das Regime, das die wirtschaftliche Not und die sozialen Spannungen nicht ernst nimmt.

Saudi-Arabiens jugendlich-forscher MbS regiert mit eiserner Hand. Damit ist er im

Einklang mit der Stammesmentalität im Wüstenreich, wo der Clan-Chef die ultimative Autorität ist. Dem künftigen König schwebt das Modell China vor, nicht aber das Modell Europa. Ohne etwas von seiner Macht abzugeben, setzt MbS ökonomische und soziale Reformen durch. In Interviews räumt er ein, dass er Dissidenten nicht toleriere, und gibt zu, dass eine grosse Zahl im Gefängnis ist. Doch das sei, sagt er beschönigend, ein notwendiger Preis, um derartig umwälzende Reformprogramme durchzuführen.

So wird im Königreich, wo bis vor kurzem ein Besuch im «Starbucks» zu den aufregendsten Freizeitvergnügen gehörte – allerdings nur für Männer –, die Geschlechtertrennung nicht mehr strikt durchgesetzt. Die Religionswächter wurden entmachtet. Auf öffentlichen Plätzen hören sich nun Männer und Frauen gemeinsam Musik an und tanzen dazu, in den Städten wurden Kinos eröffnet. Es sei eine «soziale Revolution», schwärmt eine Anglistikstudentin, die

wir während eines Konzerts des kolumbianischen Sängers Maluma und der Band Imagine Dragons treffen. Den Schleier trägt sie nicht – das sei jetzt nicht mehr nötig, sagt sie.

Der Iran und Saudi-Arabien haben zwar vieles gemeinsam. Es sind islamische Länder, Öl ist für beide die wichtigste Einnahmequelle, staatlich kontrollierte Medien geben den Ton an, und beide beanspruchen die regionale Hegemonie. Doch in einem wichtigen Punkt unterscheiden sie sich: MbS denkt an die Zukunft, der achtzigjährige Revolutionsführer Ali Chamenei wehrt sich gegen Neuerungen.

Weil der saudische Kronprinz das Land bis ins Jahr 2030 aus der Ölabhängigkeit befreien will, strebt er den wirtschaftlichen Umbau des Wüstenreichs an. Das setzt Jobs für die Jugend voraus, die rund 70 Prozent der Bevölkerung ausmacht. Ohne Beteiligung der Frauen und ohne ausländische Investoren ist das nicht zu schaffen. Deshalb werden bisher durchgesetzte konservative Normen gelockert.

Für den mächtigsten Mann im Iran sind solche Gedanken fremd. Er ignoriert hart-

Der Prinz geht gegen den gigantischen Filz der saudischen Elite entschlossen vor.

näckig, dass die Abhängigkeit vom schwarzen Gold ungesund ist. Er will nicht akzeptieren, dass junge Männer und Frauen übers Internet mit der Welt verbunden sind und die verkrusteten Normen satthaben, die von den Sittenwächtern mit Gewalt durchgesetzt werden. So müssen Frauen, die tanzen, mit einer Strafe rechnen, weil sie wegen «unsittlichen» Verhaltens angeklagt werden können. Tanzen auf der Bühne ist nur Männern erlaubt.

Die Verteuerung des Sprits sei zwar richtig und längst überfällig gewesen, sagen Ökonomen in Teheran. (Auch jetzt ist er allerdings im internationalen Vergleich immer noch spottbillig.) Aber der Preisschock ist bloss ein ungenügender Schritt. Auch wenn die Sanktionen, die US-Präsident Donald Trump vor zwei Jahren erneuert und im Herbst verschärft hat, den Wohlstand beeinträchtigen: Ausschlaggebend für die Wirtschaftsprobleme und den damit einhergehenden Zorn der Bevölkerung sind nicht die Sanktionen, sondern die Dominanz der Revolutionsgarden und der religiösen Stiftungen. Sie rapportieren dem Regime und zahlen praktisch keine Steuern. Die Elite wirtschaftet in die eigene Tasche und ist korrupt.

Religiöse Megastiftungen, die in der iranischen Wirtschaft eine zentrale und dominierende Rolle spielen, erfahren von der Regierung eine Vorzugsbehandlung. Sie geniessen

zum Beispiel Monopolrechte, und niemand kontrolliert ihre Bücher. Als Gegenleistung unterstützen die sogenannten Bonyads den Revolutionsführer, die Religionselite und auch die Revolutionsgarden, die dafür sorgen sollen, dass das Regime Angriffen von innen und von aussen standhält – ohne dass die Öffentlichkeit erfährt, mit welchen Kosten die Verteidigung des Regimes verbunden ist.

Demgegenüber geht MbS gegen den gigantischen Filz der saudischen Elite entschlossen vor. Vor zwei Jahren liess er 200 prominente Prinzen und Geschäftsleute verhaften und sperrte sie im Luxushotel «Ritz-Carlton» ein. Die Aktion segelte unter dem Titel «Kampf der Korruption».

Wer hat das letzte Wort?

Den unfreiwilligen Hotel-«Gästen» wurde klargemacht, dass sie erst frei sein würden, wenn sie einen Teil der durch Korruption gewonnenen Gelder an den Staat zurückgäben. Auf diese Weise, heisst es in Riad, flossen angeblich rund hundert Milliarden Dollar in die königliche Kasse. Dem Vorgehen gegen die Reichen wurde von den meisten Bürgern applaudiert. Auch wenn Saudi-Arabien der grösste Ölproduzent der Welt ist: An der Peripherie leben viele in Armut. Dass MbS die Elite hart anfasste und zur Kasse bat, trug nicht nur viel zu seiner Popularität bei, damit machte er auch klar, dass sich die bisher Unantastbaren seiner Herrschaft zu unterwerfen hätten.

Wie Chamenei ist auch MbS nicht bereit, die politische Struktur seines Staates zu verändern. Er will, Reformen hin oder her, keine konstitutionelle Monarchie einführen oder dem Volk ein Mitspracherecht einräumen. Politischer Aktivismus oder offene Reformdebatten bleiben in der absolutistischen Ölmonarchie tabu und verboten. Die Reformen setzt MbS deshalb durch, ohne von seiner Macht abzugeben. Um Gegner einzuschüchtern, lässt er Kritiker verhaften, auch wenn sie an sich harmlos sind. Damit wolle er demonstrieren, dass er – und nicht die Bürger – das letzte Wort hat, sagt ein Jurist in Riad. Zu den Verhafteten gehören deshalb mitunter auch Aktivistinnen der Frauenrechtsbewegung, die sich für das inzwischen realisierte



Modell China: Salman.

Autofahren eingesetzt haben. Die Festnahmen seien kein Widerspruch, denn MbS wolle damit klarstellen, dass die Veränderungen vom königlichen Hof beschlossen würden. Er wolle den Eindruck vermeiden, dem Druck seiner Kritiker nachzugeben. Bürgerrechte, so seine Botschaft, würden in seinem Königreich nicht vom Volk erkämpft, sondern vom Herrscher gnädig gewährt – falls er es für richtig hält. ○



Inside Washington

Geheime Farce

Der Bericht über die verdeckte FBI-Offensive gegen Trump schürt neuen Streit.

Der Generalinspektor des Justizministeriums, Michael Horowitz, der für die Überwachung der Überwacher verantwortlich ist, veröffentlichte diese Woche seinen heisserwarteten Bericht: Wie und warum unterstellte das FBI Präsident Trump und seinen Strategen eine Zusammenarbeit mit Russland bei den Wahlen 2016?

Der ehemalige FBI-Direktor und stramme Trump-Antagonist James Comey twitterte am Montag höhnisch: «Also alles Lügen. Kein Verrat. Keine Spionageaktivitäten in jenem Wahlkampf.» Präsident Trump konterte: «Es ist eine Schande ... viel schlimmer, als ich es je für möglich gehalten hätte.»

Das Horowitz-Team überprüfte mehr als eine Million Dokumente und befragte über hundert Zeugen. Es musste untersuchen, warum das FBI einer streng geheimen Spionagebehörde in Washington, D.C. versichert hatte, dass eine streng geheime Erlaubnis nötig sei, um streng geheime Methoden zu verwenden, um den zukünftigen Präsidenten der Vereinigten Staaten streng geheim auszuspionieren. Der 434-seitige Bericht kommt zum Schluss, dass Trumps Peiniger «die Richtlinien des Justizministeriums und des FBI eingehalten haben».

Doch Justizminister William Barr ist ganz anderer Meinung: «Der Bericht des Generalinspektors macht nun deutlich, dass das FBI eine übergriffige Untersuchung gegen die Präsidentschaftskampagne eingeleitet hat. Allein wegen eines dünnen Verdachts, der meiner Meinung nach unzureichend war.»

Der leitende Staatsanwalt John Durham warnt: «Wir haben dem Generalinspektor mitgeteilt, dass wir mit einigen der Schlussfolgerungen des Berichts nicht einverstanden sind [...] etwa damit, wie das FBI die Untersuchung eröffnet hatte.»

Was bedeutet das alles? In Washington herrscht Kälte – frei nach der Serie «Game of Thrones»: «Winter is coming». Amy Holmes



Im rappendvollen Hallenstadion vor 14 000 Fans: Marc Storace (voc), Chris von Rohr (b), Flavio Mezzodi (dr), Fernando von Arb (g), Mark Kohler (g)

Ikone der Woche

Wundersame Krokus-Blüte

Von Roger Köppel

Ihre Laufbahn war eine Himmel- und Höllenfahrt durchs Showbusiness, ein Filmstoff, aber auch eine trotzig Widerstandsleistung gegen alle Schwierigkeiten, die eine Hardrock-Band auf dem Weg zum Ruhm befallen

können. Zum Schluss folgte das Happyend, die grosse Abschiedsshow vor 14 000 Schweizer Fans (!) im ausverkauften Zürcher Hallenstadion. Es war ein finaler Triumph für Krokus, statistisch gesehen noch immer die erfolg-

reichste Schweizer Rockband der Geschichte mit über 15 Millionen verkauften Tonträgern. Im neuen Jahr gehen sie in den USA an den besten Adressen glorreich auf Abschiedstour, «Adios Amigos».

Das Schweizer Finale mit einem kraftvollen, grossartigen Konzert im rappendvollen Hallenstadion war ein kleines Wunder für sich. Noch vor wenigen Jahren lag die einstige Solothurner Weltklasseband Krokus darnieder. Die Gründer waren zerstritten, die Magie war weg.



und Mandy Meyer (g), v.l.

Krokus wurden für Firmenanlässe und Schwimmbaderöffnungen gebucht. Das Grande Finale am vergangenen Samstag war der krönende Abschluss einer beeindruckenden, für unmöglich gehaltenen Renaissance.

Unter Produzent Chris von Rohr raufte sich die Truppe wieder zusammen, allen voran die Gitarristen Fernando von Arb, Mitgründer, Mandy Meyer und Mark Kohler sowie der geissende Hochoktaven-Sänger Marc Storace aus Malta, jetzt Baselland. Zusammen mit

dem jungen Muskel-Drummer Flavio Mezzodi auferstand die alte Band neu. Drei neue Alben, zahlreiche Tourneen, Spitzenklassierungen in den Charts waren die auch finanziell einträgliche Folge. Natürlich sind die Stamm-Mitglieder mittlerweile alle zwischen 55 und 69, um die Zahl 70 zu vermeiden. Doch davon war im Konzert nichts zu merken. Krokus spielten vermutlich nie besser als heute, auf jeden Fall viel besser als zahllose Schweizer Bands, die unter Medienjubiläum das geschützte

eidgenössische Subventionsbiotop nie verlassen haben. Und noch etwas fiel auf: Während die politische Schweiz im Bann von jungen linken Frauen, Klimarettern und Bundeshaus-WGs steht, rockten am Samstag viele bestandene Familienväter um die fünfzig, Steuerzahler mit solidem Job, Autofahrer, kein Honoratiorenverein, dafür das vernünftige werktätige Fundament unseres Landes.

Soeben erschienen: Chris von Rohrs Autobiografie «Himmel, Hölle, Rock'n'Roll». Wörtersch. 640 S., Fr. 39.90

Unsere Bücher des Jahres

Welche Bücher könnten wir an langen Winterabenden lesen?
Empfehlungen von Prominenten, Experten und *Weltwoche*-Autoren.



Urs Rohner,
Verwaltungsratspräsident
der Credit Suisse Group

Viele dachten einst, sie könnten das Mysterium der Finanzmärkte entweder nicht verstehen oder nur, wenn sie über das notwendige Rüstzeug für komplexe mathematische Modelle verfügten. An die vielzitierte «rationale Effizienz der Märkte» glauben nur noch die wenigsten, dafür ist das Bewusstsein gewachsen, dass es für das Verständnis der Märkte mehr braucht als reine Mathematik. Ein wesentliches Verdienst daran hat MIT-Professor Andrew W. Lo, der Märkte als menschliches Artefakt und eine Mischung aus Vernunft und Irrationalität versteht. Die 500 Seiten seines Buchs sind ein wissenschaftlicher Mehrkampf in Psychologie, Neurowissenschaft, Evolutionsbiologie und weiteren Disziplinen. Sie sind aber spannend und provozierend für jeden, der sich beim Anblick eines Börsen-Charts nicht nur an eine nervös zuckende Fieberkurve erinnert sehen will.

Andrew W. Lo: *Adaptive Markets*.
Princeton University Press. 504 S., Fr. 54.90



Michael Bahnerth,
Redaktor

Im Grunde hat, wer nicht begreift, dass das Leben Leiden ist, im Leben nichts zu suchen. Leben ist Scheitern, und alle schleppen sich selbst, so gut es geht, durch ihre Existenz; allein oder in Begleitung, spielt keine Rolle, schweigend oft, hin und wieder tapfer, hin und wieder weinerlich. Gelegentlich gewährt das Leben eine kleine Pause – oder der Tod. Unerträglich scheint es für einen Menschen, deswegen lenkt er sich ab, tut tausend Dinge in der Hoffnung auf ein wenig Glück. Die Sonne scheint, aber sie erhellt das Dunkel des Seins nur ganz gelegentlich, und wer hinabsteigt in seine eigene Finsternis, um sie auszuleuchten in der Hoffnung auf Erhellendes, läuft Gefahr, sich auf ewig zu verirren in den tiefen Tälern seiner Seelenlandschaften. Oder wie der Schriftsteller Ferdinand von Schirach in seinem Bemühen, unermüdlich etwas Licht in das verschlingende schwarze Loch seines Seins zu bringen, schreibt: «Es ist nicht möglich, niemand kann sich selbst erkennen. Wir wissen vom Tod, und das ist schon alles, das ist unsere ganze Geschichte.»

Ferdinand von Schirach: *Kaffee und Zigaretten*.
Luchterhand. 192 S., Fr. 29.90



Laura Zimmermann,
Co-Präsidentin
Operation Libero

Es war in einer Fernsehsendung zum Thema «Erfolgsmodell Schweiz», in der ein Mitdiskutant die Beziehungen der Schweiz zur EU folgendermassen einordnete: «Die Schweiz verhält sich wie das kleine gallische Dorf in «Asterix und Obelix», welches den Römern Widerstand leistet und dessen Einwohner übermenschliche Kräfte haben. Nur haben wir Schweizerinnen keinen Zaubertrank wie die Bewohner des kleinen gallischen Dorfes.» Der Vergleich blieb mir. Er liess mich in Kindheitserinnerungen schwelgen und die alten Comics aus den verstaubten Kisten hervorholen. «Asterix der Gallier» ist meine Buchempfehlung 2019, zumal der erste Band von Albert Uderzo und René Goscinny dieses Jahr sechzig Jahre alt wurde. Grund genug, wieder einmal in die autarken Weltvorstellungen der kühnen Gallier einzutauchen und festzustellen, dass diese dort bleiben sollen, wo sie hingehören: im Comic-Buch.

Albert Uderzo, René Goscinny: *Asterix der Gallier*.
Egmont Comic Collection. 48 S., Fr. 18.90



Hubert Mooser,
Redaktor

Wer sich mit den Büchern des Schriftstellers und früheren Walliser Staatsrats Oskar Freysinger auskennt, dem wird der Handlungsstrang seines neusten Buchs, «Rote Asche», bekannt vorkommen. Es handelt sich nämlich um eine grundlegend überarbeitete Fassung seines früheren Werks «Schachspirale», das er jetzt weiterentwickelt, sprachlich verfeinert und unter einem neuen Titel im Brinkhaus-Verlag herausgegeben hat. Was macht dieses Buch interessant und lesenswert? «Rote Asche» ist, wenn man so will, eine Art Gegenstück zu Stefan Zweigs «Schachnovelle». Zweig prangerte darin die Nazi-Diktatur an. Freysinger stellt den stalinistischen Terror des kommunistischen Sowjetregimes zur Debatte. Er beschreibt den Lebensweg eines Vernehmers der sowjetischen Geheimpolizei, der die Regeln des Schachspiels pervertiert, um dieses in ein Folterinstrument zu verwandeln. Zug um Zug nähert er sich einem unbekanntem Gegner im fernen Sibirien. Das Schachspiel ist der rote Faden, der das Schicksal einer Gruppe von Menschen zusammenhält. «Rote Asche» ist eine Erzählung, die die Breite des epischen Romans mit der



Atemlosigkeit des Thrillers verbindet und deshalb wärmstens empfohlen werden kann.

Oskar Freysinger: Rote Asche.
Brinkhaus. 250 S., Fr. 24.90.



Heinz Karrer,

Präsident Economiesuisse

«Absolut unmöglich» sei die Route für einen Free-Solo-Kletterer. Hiess es. Selbst für die besten Seilschaften der Welt

stelle die extrem schwierige Route in Kalifornien eine grosse Herausforderung dar. «El Capitan», diesen markanten Felsen im Yosemite-Nationalpark, alleine bezwingen zu wollen, vollkommen ohne Seil und ohne Begleitung, bedeute den sicheren Tod. Hiess es. Bis Alex Honnold kam. Anfang Juni 2017 hat der damals 31-jährige Ausnahmeheld die berühmteste Felswand der Welt bezwungen – vollkommen ungesichert. Als erster und bisher einziger Mensch. Vor ihm war es schon eine Neuigkeit, wenn es ein Kletterer mit Seilen und Sicherheitsausrüstung schaffte, dieses Wahrzeichen des Nationalparks zu besteigen. In seiner informativen, völlig ungebildeten Erzählung schildert der Profikletterer Mark Synnott die Erstbesteigung im Free-Solo-Stil und nähert sich der Persönlichkeit des Eigenbrötlers Alex Honnold an – intelligent und detailreich, feinfühlig und packend. Mit Respekt und Faszination, die ansteckt.

Mark Synnott: Free Solo im Yosemite.
Bergwelten. 480 S., Fr. 37.90

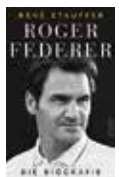


Katharina Fontana,
Redaktorin

Dick Meier aus Witikon mag nicht mehr länger Jus studieren, und auch dem kleinbürgerlichen Elternhaus fühlt er sich entwachsen.

So sucht er sich eine Arbeit und wird Praktikant bei der ominösen Bankanstalt am Paradeplatz. Dort ist der sanftmütige Naivling umgeben von höchst schrägen Figuren und wird in ein Geflecht von Intrigen und Angebereien hineingezogen. Dick mietet eine Wohnung im Rotlichtviertel, macht zwielichtige Bekanntschaften und gerät an allen Fronten in Bedrängnis. Nachts wird er zu «Mobbing Dick», führt einen irren Rachefeldzug gegen sein Umfeld und verliert schliesslich die Kontrolle. Tom Zürcher hat mit dem Roman «Mobbing Dick», mit dem er als einziger Schweizer für den Deutschen Buchpreis nominiert wurde, eine vergnügliche, böse und komplett überdrehte Geschichte geschrieben.

Tom Zürcher: Mobbing Dick. Salis. 288 S., Fr. 33.90



Christian Fassnacht,
Fussballer

Mein liebstes Buch, das ich in diesem Jahr gelesen habe, ist die Biografie von Roger Federer. Seine Persönlichkeit beeindruckt mich

ungemein; er ist es, der mich auf der ganzen Welt mit Abstand am meisten flasht. Federer ist und war schon immer mein Idol, zu ihm schaue ich auf. Der Mann fasziniert mich, er hat so vieles richtig gemacht. Danach strebe ich, und ich möchte alles von ihm wissen. Darum habe ich auch das Buch gelesen. Sonst bin ich nicht wirklich eine Leseratte, aber die Federer-Biografie habe ich verschlungen.

René Stauffer: Roger Federer.
Die Biografie. Piper, 352 S., Fr. 35.90



Patrizia Laeri,
Wirtschaftsjournalistin

Endlich kann ein Buch meinen Datenhunger stillen. Mir sind diese Bauchgefühl-Gleichstellungsdebatten so zuwider. Ich

will Daten. Aber Frauen sind irgendwie verlorengelassen in der Datenwelt. Im Extremfall kann das lebensgefährlich sein. Crashtests vertrauen auf den Durchschnittsmann. Der wiegt 78 Kilogramm und misst 1,75 Meter. Airbags, Stützen, Pedal – alles ist normiert für ihn. Die Durchschnittsfrau ist aber deutlich kleiner, leichter und hat weniger Nackenmuskeln. Falsche Adjustierung kostet ihr bei Unfällen deutlich öfter das Leben als Männern. Auch in der Medizin gilt seit Jahrtausenden der Mann als Massstab für die Menschheit. Er testet Medikamente und nimmt an Studien teil. Während dem Frauen an falschen Dosen und Diagnosen sterben. Gerade Herzinfarkte werden bei Frauen häufig nicht erkannt, weil ihre Symptome nicht typisch seien. Frauen gehen bei Produktentwicklungen schlicht vergessen, weil sie auch nicht in den Ingenieurteams sitzen. Das geschieht nicht vorsätzlich: 51 Prozent der Bevölkerung wurden einfach vergessen. Frauen sind nach wie vor oft unsichtbar, in Nachrichten, Schulbüchern, Forschung, Wirtschaft. «Gender Data Gap» nennt die Autorin das Problem und liefert haufenweise Daten dazu. Daten sind für mich der Schlüssel zur Gleichstellung. Nur wenn wir etwas messen, können wir es verbessern.

Caroline Criado-Perez: Unsichtbare Frauen.
BTB. 496 S., Fr. 24.90



Alex Baur,
Redaktor

Die deutsche Übersetzung ist leider erst auf den nächsten Frühling geplant, doch wahre Aficionados bevorzugen ohnehin die kürzlich veröffentlichte spanische Originalversion von «Tiempos recios» (Harte Zeiten). Die neuste historische Fiktion des Nobelpreisträgers Mario Vargas Llosa spielt in Guatemala, wo 1954 der liberale Reformpräsident Jacobo Arbenz – ein Nachkomme eines Apothekers aus dem zürcherischen Andelfingen – durch einen von der CIA gelenkten und von der United Fruit Company gesponserten Söldnertrupp gestürzt wird.

Meisterhaft zeichnet Vargas Llosa die barocken Intrigen in einer wahrhaftigen Bananenrepublik (der Begriff wurde durch die United Fruit Company und ihre damaligen Machenschaften in Zentralamerika geprägt) nach. Der Putschist Carlos Castilla (Nom de Guerre: «Caca») kehrt mit dem eisernen Besen, bis er schliesslich von den eigenen Leuten erschossen wird. Dem Sturz von Arbenz folgte ein Guerillakrieg, von dem sich Guatemala bis heute nicht erholt hat. Wer Vargas Llosas Klassiker «Das Fest des Ziegenbocks» gelesen hat, wird auf alte Bekannte stossen. Und natürlich fehlt es auch in diesem Roman nicht an Frauen, die die Männerwelt aus dem Hintergrund gehörig aufmischen.

Mario Vargas Llosa: Tiempos recios.
Alfaguara. 352 S., Fr. 24.90.
Deutsch: Harte Jahre. Suhrkamp. Erscheint im März 2020. 352 S., Fr. 24.90

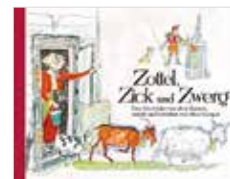


Pierre Maudet,
Staatsrat des Kantons Genf

«Was ist eine gerechte Gesellschaft? Wie können wir dieses Ziel erreichen? Was ist eine freie Gesellschaft? Wie können wir die

Freiheit verteidigen, ohne dass wir sie aufs Spiel setzen? [...] Eine Generation von Politikern, in Eliteschulen ausgebildet, Diener, die zu Herren wurden, scheuen sich vor konkreten Taten, schränken jedoch gleichzeitig unsere Freiheiten immer mehr ein.» François Sureau bricht in einem lebendigen und pikanten Essay eine Lanze für das hehre Gut der Freiheit. Seine Worte stossen gegenwärtig auf grosses Echo, zumal die Medien derzeit Sicherheitsaspekte hochstilisieren. Als Folge davon mehren sich hinterhältige Angriffe auf diese unsere Kardinaltugend. Zu einem Zeitpunkt, in dem Fragen zur Selbstverantwortung immer dringender werden, sind Reflexionen über eine auf Abwege geratene und an ihre Grenzen stossende Gesellschaft, die kein Risiko mehr tolerieren will, vital. Sie setzen einen starken Kontrapunkt zum gängigen Konformismus, also zum Mainstream.

François Sureau: Sans la liberté.
Gallimard. 55 S., Fr. 6.60



Steffi Buchli,
Moderatorin

Ich lese meiner Tochter im Moment täglich «Zottel, Zick und Zwerg» von Alois Cari-

giet vor. Das Abendritual, traditioneller Stoff – gut bleibt gut. Meine eigene Lektüre ist avantgardistischer. Ich lese gerade «Reinventing Organizations» von Frederic Laloux – und zwar in der visualisierten Form. Grossartig! Das Original ist ein staubtrockener 360-Seiten-Schinken, den ich nie im Leben zu Ende lesen würde. Heruntergedampft und mit Cartoons verbildlicht, sind die Ideen von Laloux leichter verdaulich und taugen gar als Ferien-



Die Bibel

Weise Dankbarkeit

Von Peter Ruch

Jesus aber antwortete: Sind nicht zehn rein geworden? Wo sind die übrigen neun? Hat sich keiner gefunden, der zurückgekehrt wäre, um Gott die Ehre zu geben, ausser diesem Fremden? (Lukas 17,17f.) Mein jüngster Enkel, Julian, ist zehn Monate alt. Seine Eltern sind liebevoll und unermüdlich um sein Wohlergehen bemüht. Dafür bedanken kann sich der Kleine noch nicht. Sein Lächeln lässt sich als Dank verstehen. Der Dank ist vermutlich keine instinktive Regung, sondern ein erworbenes und erlerntes Kulturgut. «Hesch danggscheen gsait?», mahnen die Eltern ihr zweijähriges Kind, wenn es etwas bekommen hat. Dankbarkeit wird eingeübt. Schon zu biblischen Zeiten war sie kein Selbstläufer. *Danket dem Herrn, denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewig!* So beginnen die Psalmen 106 und 107 (in der neuen Zürcher Bibel: *Preiset den Herrn*). Das Lukas-Evangelium erzählt die Geschichte von der Heilung der zehn Aussätzigen. Die Heilung ist ein Wunder, aber die Pointe liegt bei der mangelnden Dankbarkeit der Geheilten: Neun gehen zur Tagesordnung über, nur der Samaritaner kehrt zurück, um sich bei Jesus zu bedanken.

Ich hatte nie Lepra, brauchte keine Heilung und muss mich nicht bedanken. Ist das klug gedacht? Könnte ich nicht dankbar sein für alles Garstige, das an mir vorübergegangen ist? Und für alles, was einigermassen gut gelaufen ist? Im Evangelium dankt nur einer, also zehn Prozent. Das ist keine empirisch erhobene Quote, aber ein Hinweis. Kleinkinder müssen weder erlauben noch verdanken, was ihre Eltern ihnen zuliebe tun. Auf die Umsorgung haben sie ein Anrecht, weil sie sonst nicht überleben könnten. Dass «ich» auf alles Mögliche ein Anrecht habe, ist inzwischen auch unter Erwachsenen eine verbreitete Auffassung. Sie ist kindlich oder, besser gesagt, kindisch, weil gekoppelt mit Infantilisierung und Undankbarkeit. Das gereicht niemandem zum Wohl. Die Dankbarkeit hingegen, auch für scheinbar selbstverständliche Dinge, kann ungeahnte Weisheiten ins Bewusstsein zurückbringen.

Peter Ruch war Pfarrer in drei Gemeinden.

lektüre am Strand. Dieses Buch dreht sich um «sinnstiftende Formen der Zusammenarbeit». Im menschlichen Gehirn lebten 85 Milliarden Zellen ohne Leitungsgremium und ohne mittlere Führungsebene, stellt Laloux fest. Machen Hierarchien in Unternehmen also keinen Sinn und, wenn doch, weshalb? Dieses Buch sagt viel aus über die Entwicklung unserer Gesellschaft. Es bringt mich zum Nachdenken. Das tut gut und geht mit schönen Illustrationen viel besser als in einer reinen Bleiwüste.

Alois Carigiet: Zottel, Zick und Zwerg. Eine Geschichte von drei Geissen. Orell Füssli. 40 S., Fr. 29.90
Frédéric Laloux: Reinventing Organizations visuell. Franz Vahlen. 171 S., Fr. 39.90



Wolfgang Koydl, Autor

Es dauert eine Weile, bis man merkt, dass etwas fehlt in diesem Buch. Es sind die Seitenzahlen, weshalb man sich als Leser ein wenig wie auf hoher See fühlt – ohne Halt und ohne genau zu wissen, wie lange die Reise dauern wird. Die fehlenden Zahlen sind keine Panne, sondern gewollt. Raoul Schrott wollte seine Leser ein wenig mitfühlen lassen, was sein Held empfunden haben muss auf seinen Abenteuern in einem Segelschiff, nicht grösser als ein Zürichsee-Dampfer, verloren in der Weite des Ozeans. Das Abenteuer in der «Geschichte des Windes» ist die dreimalige Weltumsegelung eines Hannes aus Aachen, der 1519 als Kanonier beim Weltumsegler Ferdinand Magellan anheuert. Er ist einer der achtzehn Überlebenden, die nach drei Jahren heimkehren, und dennoch zieht es ihn wieder und wieder hinaus in die Ferne. Wer das fiktive Tagebuch von Hannes liest, dem geht die Seele auf wie ein vom Wind geblähtes Segel unter einem klaren Himmel.

Raoul Schrott: Eine Geschichte des Windes. Hanser. 324 S., Fr. 38.90



Christoph Blocher, alt Bundesrat

Alex Capus habe ich meines Wissens noch nie getroffen. Und trotzdem mag ich ihn nicht. Es muss irgendeinmal etwas vorgefallen sein, das auf einen schlechten Charakter hinwies. Dieser Tage kam mir vom Büchertisch meiner Frau ein Roman von ihm in die Hände. Es sind nur die auf Fakten beruhenden Lebensgeschichten von drei ganz verschiedenen, hochinteressanten Personen, die auf ihre Weise alle einen ehrbaren und besonderen Beruf ausüben beziehungsweise ausüben wollen, aber ins Abseits geraten. Sie enden als Fälscher, als Spionin und als Bombenbauer. Alle geraten sie durch die ihnen eigene Rechtschaffenheit auf Abwege und in die Niederlage. Aber verloren sind sie deswegen noch nicht. Ihr Lebenslauf ist bis ins Detail recherchiert und vieles gut ausgeschmückt, spannend zu lesen – es lohnt sich.

Das Buch hat mich mit dem Autor etwas versöhnt.

Alex Capus: Der Fälscher, die Spionin und der Bombenbauer. Hanser. 281 S., Fr. 28.90



Roman Zeller, Redaktor

Die Fälle gleichen sich, von denen mir Monique Werro im Brienzer «Bären» erzählte (Weltwoche Nr. 41/19): Schweizer Frauen – «Bildhübsche Meitschi» – verlieben sich in einen Ausländer, heiraten und bekommen Kinder; die Ehe zerbricht, und die Mutter erhält das Sorgerecht, worauf der Mann die Kinder in seine Heimat entführt. «Wollen Sie die Akten sehen?», fragte die Frau, die sich während achtzehn Jahren für die Rückführung verschleppter Kinder eingesetzt hat, «die Ordner sind im Büro.» Wofür uns jedoch keine Zeit blieb. Kari Kälin, Journalist und Historiker, erging es anders: Er arbeitete die Aktenberge durch und schildert nahbar die waghalsigen Befreiungsaktionen. Im Buch «Nicht ohne Simon» erzählt er die herzergreifende Geschichte von Beatrix Smit, die mit Monique Werro und Willy Kantorik, einem der bekanntesten Rückführungsagenten, für Simon bis nach Indien reiste.

Kari Kälin: Nicht ohne Simon. Hier und Jetzt. 200 S., Fr. 43.90



Mattea Meyer, SP-Nationalrätin

Genau vor einem Jahr, über die Weihnachtstage, habe ich an einem Abend das Buch «Love, Pa. Briefe an meinen Vater» gelesen, verfasst von der Zürcher Journalistin und Autorin Salome Müller. Sie schreibt kurze, ehrliche Briefe und Gedanken an ihren Vater, der acht Jahre zuvor an Krebs gestorben ist. Ein tieftrauriges und gleichzeitig wunderschönes Buch; eine berührende Erklärung an die Liebe und das Leben. Eine Lektüre, die ich so schnell nicht wieder vergesse.

Salome Müller: Love, Pa. Echtzeit. 134 S., Fr. 21.90



Silvia Princigalli, Social-Media-Beraterin

Nach dem Lamm und dem Dachshund erobert gerade der Tintenfisch den Thron in der Trendtierwelt. Ein guter Zeitpunkt, dem intelligentesten wirbellosen Erdbewohner ein ganzes Buch zu widmen, dachte sich Sy Montgomery. Die Autorin und Naturforscherin schafft es aber nicht nur, mit ihrer empathischen und poetischen Art dem Leser den Kraken ins Herz zu schreiben, sondern lehrt gleichzeitig zahlreiche biologische Fakten. Beispielsweise, dass Oktopoden drei Herzen besitzen, ihr Gehirn um den Hals gewickelt tragen und gleichzeitig 1600 Küsse verteilen können. Eine

romantische Geschichte um ein wahres Wunderwesen der Meere und ein Buch, um sich spätestens jetzt in Oktopusse zu verlieben.

Sy Montgomery: Rendezvous mit einem Oktopus. Mare. 336 S., Fr. 43.90



**Benjamin Bögli,
Produzent**

Als kleines Kind drängte ihn ein Hippie zu Oralsex, zwischenzeitlich ist er einer der erfolgreichsten Musiker Amerikas gewesen, Geburtstag hat er am 11. September. Moby, der bereits Veganer war, als die US-Burgerbrater begannen, die Welt zu erobern, hatte schon immer etwas Irritierendes. In seiner Autobiografie berichtet der Ur-Ur-Grossneffe Herman Melvilles («Moby-Dick») von den missglückten Versuchen, sich eine bürgerliche Haut überzustreifen. Erstaunlich unverklemmt für einen Fan der Subkultur, erzählt er, wie beglückend kommerzieller Erfolg ist. Wenn nur die Hälfte der beschriebenen Sex- und Drogen-Eskapaden stimmt, lässt der bleiche Elektropopper die Memoiren manch eines Rock'n'Rollers chorknabenhaft erscheinen. Das Buch ist, wie Mobys Musik, durchflutet von verführerischer, etwas zwanghafter Melancholie, aber – und das überrascht – auch von Humor.

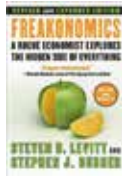
Moby: Then It Fell Apart. Faber & Faber. 416 S., Fr. 15.90



**Christoph Mörgeli,
Redaktor**

Das angeblich finstere Mittelalter war für unsere heutige Gegenwart viel prägender, als wir meinen. Unsere Familiennamen, unsere Ortsbezeichnungen, ja sogar manche Strassenführungen sind mittelalterlichen Ursprungs. Tausend Jahre waren in Europa eine viel zu gigantische Epoche, als dass sie in dumpfer Stagnation hätte verharren können. Der amerikanische Religionssoziologe Rodney Stark zeigt in seinem Buch «Der Sieg des Abendlandes» eindrücklich und schlüssig auf, dass die spätere so erstaunliche erfinderische und wirtschaftliche Blüte schon im Mittelalter angelegt war. Die Ursprünge des Kapitalismus gehen keineswegs ausschliesslich auf die Reformatoren des 16. Jahrhunderts zurück, sondern gründen auf den italienischen Stadtrepubliken des 12. Jahrhunderts. Schon das katholische Christentum – so der lutherische Autor – liess jene Vernunft, Logik und Freiheit zu, die freies Wirtschaften erlaubten und förderten. Jedenfalls waren die europäischen Entdeckungsreisenden über ihre technologische Überlegenheit gegenüber dem Rest der Welt selber überrascht. Ob sie diese dann allerdings immer zum Wohle der Menschheit eingesetzt haben, bleibt eine andere Frage.

Rodney Stark: Der Sieg des Abendlandes. Christentum und kapitalistische Freiheit. Übersetzt von Stefan Flach. Edition Sonderwege. 431 S., Fr. 44.90



**Amy Holmes,
Kolumnistin**

Die Wirtschaft, eine «trockene Wissenschaft»? Von wegen! Diese Buchautoren werden Sie sich als Dozenten und Ehrengäste bei jedem Festbankett wünschen. Wer's nicht glaubt, hier eine Kostprobe. Kapitel eins: «Was haben eine Strassenprostituierte und ein Warenhaus-Nikolaus gemeinsam?» Ja, was eigentlich? Kapitel zwei: «Warum sollten Selbstmordattentäter eine Lebensversicherung abschliessen?» «Think Like a Freak» erhöhe sogar die Trefferquote bei Fussballpenaltys, wie Autor Levitt auf Anfrage verrät: «Es gab Leser, die umarmten mich, weil sie von der Elfmetertheorie so begeistert waren», schreibt er. Vom Sexgewerbe bis zum Fussballfeld – Levitt und Dubner wenden Wirtschaftstheorien auf unverschämte, unterhaltsame und überraschende Fragestellungen an.

Steven D. Levitt, Stephen J. Dubner: Freakonomics. (Penguin. 336 S. Fr. 19.90), Super Freakonomics. (Penguin, 388 S., Fr. 19.90), Think like a Freak. (Goldmann. 256 S., Fr. 14.90)



**Markus Somm,
Publizist**

Der junge britische Historiker Tim Bouverie hat ein glänzendes Buch vorgelegt über den Versuch der Briten, den deutschen Diktator Hitler mit allerlei Zückerchen zur Vernunft zu bringen, bevor dieser dann doch den Weltkrieg auslöste, den er immer angestrebt hatte. «Appeasing Hitler», so der Originaltitel, ist ein eindrückliches Werk, weil es einen Konsens aufbricht, der sich zusehends ausgebreitet hat: dass Chamberlain, der damalige Premierminister, keineswegs naiv war, sondern schlau. Allein um Zeit zu gewinnen, so geht die Rede, habe er Hitler nachgegeben. Wie Bouverie zeigt, trifft das nicht zu, und doch war Chamberlain auch nicht naiv. Was für ein Monster mit Hitler vor ihm stand, war ihm klar, doch er war auch ein Politiker, der in einer Demokratie überleben musste. Niemand im Königreich wollte den Krieg. Chamberlain hatte keine Wahl, so die bittere Einsicht, die Bouverie überzeugend vorträgt.

Tim Bouverie: Mit Hitler reden. Rowohlt. 448 S., Fr. 37.90



Sprache

Total glottal

**Lösung listiger
Linguist*innen.**

Von Max Wey

Man hat ja manchmal keine Ahnung, wie wenig Ahnung man hat. Will heissen: Man lernt doch immer wieder dazu. Bis vor kurzem wusste ich nicht, dass es einen glottalen Verschlusslaut gibt. Allenthalben bemüht man sich ja heute, geschlechtergerecht zu formulieren. Früher gab es zum Beispiel nur Studenten. Nun werden die Studentinnen aus der Dunkelheit ans Licht gezerrt. Immer häufiger lesen und hören wir also von Studentinnen und Studenten. Was einigermassen umständlich ist und einen Text verlängert. Deshalb werden die Studentinnen und Studenten gezwungen, Tag und Nacht zu studieren, man macht aus ihnen die Studierenden. Fast schon hat man sich an sie gewöhnt, da eröffnen sich neue Möglichkeiten.

Als Kind entdeckt man irgendetwas, dass es Männlein und Weiblein gibt. Männlich, weiblich, das war's, dachten wir. Seit in Deutschland ab Anfang 2019 die Geschlechter «männlich», «weiblich» oder «divers» ins Geburtenregister eingetragen werden können, wissen wir: Da ist noch mehr. Immer neue Geschlechtsidentitäten kommen zum Vorschein. Was ist denn mit den Studierenden, die sich weder dem einen noch dem andern Geschlecht zugehörig fühlen? Listige Linguist*innen haben eine Lösung gefunden. Ist Ihnen das Gendersternchen (der Asterisk) aufgefallen? Das war sie, die Lösung. Niemand wird ausgegrenzt. Gendern kann so schön sein. Wenn etwas Neues erfunden wird, sind natürlich die Nörgelnden nicht weit. Ein Sternchen im Wortinnern, also, das sei doch ... und überhaupt, wie man das denn ausspreche.

Ein besonders findiger Kopf unter den listigen Linguist*innen hat auch dafür eine Lösung gefunden. Und jetzt kommt der glottale Verschlusslaut ins Spiel. Man kann das Sternchen aussprechen: mit dem Glottal, dem Verschluss- oder Kehlkopflaut, in unserem Fall auch stimmloser glottaler Plosiv genannt. Für die Student*innen heisst das, dass beim Sprechen vor dem i ein kurzes Stocken entsteht. Diese kleine Verzögerung hört man zum Beispiel auch beim Verb «vereisen» vor «ei», wenn man es korrekt ausspricht.

In der Schweiz wird dieser Verschlusslaut offenbar etwas stiefmütterlich behandelt. Das könnte sich nun aber ändern. Es ist nicht ausgeschlossen, dass aus Radio und Fernsehen eine wahre Explosion von Plosiven auf uns zukommt. Bleiben wir gelassen. Hört man nicht ganz genau hin, kann man den Glottal glatt überhören.



Weg mit dem teuren Gerümpel? Queen Elizabeth II. mit Presse.

TV-Serien

Glücksfall für das Königshaus

Es ist schon fast unheimlich, wie gut es Netflix mit «The Crown» gelingt, das Geheimnis der Royals zu analysieren. Die Serie bewegt auch nach drei Staffeln. Selbst dann, wenn man nichts mit Elizabeth II. anfangen kann. *Von Cora Stephan*

Die Krone ist keine Kopfbedeckung, sondern ein Mühlstein, den man um den Hals trägt. Und «The Crown» ist ein Lehrstück darüber, wie eine junge, unerfahrene Frau lernt, unter der jahrhunderteschweren Last zu gehen und zu stehen. Es ist die Geschichte einer Zurichtung – und selbst wer, wie ich, sich für «The Royals» im wahren Leben nie sonderlich erwärmen konnte, dürfte nach der dritten Staffel der Netflix-Serie zwischen Mitleid und Respekt hin und her gerissen sein.

Peter Morgan, Sohn eines deutschen Juden und einer polnischen Katholikin, hat mit dieser Serie ein feines Gespür für etwas so Ur-britisches wie die Royals bewiesen, es ist das Beste, was der seit Jahren auf schmalem Grat balancierenden britischen Königsfamilie passieren konnte. Keine Propagandaschau, keine rührselige «Sissi»-Geschichte, kein indezentes Schlüsselloch-Dramolett, kein Spiel mit Hohn und Spott mitsamt ironischer Distanzierung, wie es in Deutschland wohl unvermeidlich gewesen wäre, sondern ein im besten und schlimmsten Sinn analytisches Stück darüber, was es heißt, als Mensch eine Institution sein zu müssen.

Institution, nicht Person

Das verdankt sich nicht nur hervorragenden Drehbüchern, sondern vor allem durchwegs grossartigen Schauspielern. Allein schon die Lehrstunden in europäischer Nachkriegsgeschichte machen die Serie sehenswert.

Was ist das Geheimnis der Royals? Die Queen, sonst nichts. Elizabeth II., die ihr Amt seit nunmehr 67 Jahren mit gleichbleibender Disziplin und stoischer Gelassenheit ausfüllt – als Repräsentantin einer Epoche. Keine andere Monarchin kommt ihr gleich. Geradezu heroisch erhält sie seit Jahrzehnten den Laden aufrecht. Sie ist vor allem anderen *the sovereign* – niemandem als Gott allein verantwortlich.

Das aber, Institution zu sein, nicht Person, hat sie, wenn man der Serie folgt, mühevoll lernen müssen. Ohne den frühen Tod ihres Vaters und die Flucht des Onkels vor der Verantwortung hätte Elizabeth, von der ihre Mutter herzlos sagt, sie sei nicht nur unerfahren, sondern im Grunde auch unfähig, nicht bereits 1952 den Thron besteigen müssen. Sie bringt ein Opfer, das andere verweigerten. Ihr Onkel Edward VIII. hielt es kein Jahr unter der Krone aus, er zog die Liebe zu einer zweimal geschiedenen Frau dem Leben auf dem Thron vor. Doch auch Elizabeth liebte – und wäre gern vor allem Ehefrau und Mutter (und vielleicht Pferdezüchterin) geblieben. (Wer das für ein Luxusproblem hält, trete bitte kurz zur Seite. Auch die Geburt ins britische Königshaus kann unschöne Folgen haben.)

Doch Liebe und andere private Vorlieben dürfen den von ungeschriebenen Traditionen, der Kirche, der Verfassung diktierten Regeln nicht im Wege stehen. Elizabeth lernt, unter Schmerzen, grausam zu sein. Sie hat als Erstes ihren widerspenstigen Gatten zu demütigen: Die beiden müssen in den von beiden gehass-

ten Buckingham Palace ziehen, der gemeinsame Nachname wird Windsor, nicht etwa Mountbatten, bei der Krönung hat Philip vor ihr zu knien, und selbstredend darf er nicht König an ihrer Seite sein. Immerhin setzt sie durch, dass er die Krönungsfeierlichkeiten organisieren darf: Dank Philip wird das Ritual zum ersten Mal im Fernsehen übertragen.

Philip rebellierte auf männliche Art, mit anderen Männern und wahrscheinlich auch anderen Frauen. Doch eine Scheidung kommt nicht in Frage – also bleibt nur so etwas wie Bestechung. Oder Schmerzensgeld? Eine der beklemmendsten Szenen zeigt, wie die Queen ihn, den nicht Ebenbürtigen, kostümieren lässt, damit er endlich, zum Prinzen erhoben, neben ihr sitzen darf. Im Gesicht von Matt Smith, der den jungen Philip gibt, liest man wenig Genugtuung, sondern vor allem eine gute Portion Selbstekel.

Philip ist nicht das einzige Opfer der Etikette, mindestens so furchtbar ist das Martyrium der Schwester Margaret, die sich für die bessere Wahl als Königin hält. Ein Irrtum – sonst hätte sie begriffen, warum Elizabeth ihr die Heirat mit dem geschiedenen Peter Townsend verweigern muss. Die Queen entsagt unter sichtbaren Schmerzen dem, was den anderen Familienmitgliedern wichtiger zu sein scheint: dem Gefühl, der Individualität, den Ansprüchen der Liebe.

Es scheint, als hätten alle anderen Familienmitglieder nicht verstanden, was eine kon-

stitutionelle Monarchie dem Leben abverlangt: immer freundlich sein, niemals die Contenance verlieren und stets neutral bleiben. Und – keine Gefühle zeigen, auch nicht angesichts einer Katastrophe. Am 21. Oktober 1966 rutscht nach drei Wochen stetigem Regen die Abraumhalde einer walisischen Kohlenzeche auf das Dorf Aberfan herab und verschüttet eine Grundschule, wobei fünf Lehrer und 109 Kinder sterben. Elizabeth fühlt sich zu einer Geste des Mitgefühls ausserstande.

Kein Platz für Liebe

Leider lässt das Drehbuch sie nun darüber klagen, dass sie emotionsfrei sei – womöglich im Vorgriff auf die Kritik an ihr, als sie es nach dem Tod von Princess Diana Jahre später an Betroffenheit fehlen liess. Unnötig – denn die ganze Serie macht deutlich, warum sie dafür nicht steht. (Ganz abgesehen davon, dass die kümmerlichen Betroffenheitsrituale heutiger Politiker auch nicht warm machen.)

Das Private und das Öffentliche sind derart geschickt verwoben, dass die Serie auch als Politdrama über das einst grosse Britannien durchgeht. Das Empire löst sich auf, das Vereinigte Königreich gleitet in eine tiefe ökonomische Krise, die Nachfolger des so charismatischen wie eitlen Churchills sind schwache Figuren. Als Harold Wilson von der nicht gerade monarchistisch gesinnten Labour Party

Premierminister wird, fürchtet die Queen zunächst, es mit einem Spion der Sowjetunion zu tun zu haben. Dass sich zwischen den beiden dann eine beinahe intime Partnerschaft entwickelt, ist ein wenig irritierend, die enge Beziehung zu dem charismatischen Churchill war glaubhafter. Doch vielleicht weiss das Drehbuch mehr, als unsereins auch nur ahnt.

Die dritte Staffel der Serie schraubt das Drama um Gefühl und Pflicht noch ein wenig höher. Ich hätte mir nicht träumen lassen, dass ich einmal Mitleid mit den Mitgliedern des britischen Königshauses empfinden würde. Da ist Philip, der nach dem Sinn des Lebens sucht, nach Grösse, nach Abenteuer, nach Action. Er ist privilegiert genug für eine Privataudienz mit der Besatzung von Apollo 11: Armstrong, Aldrin und Collins hätten sicherlich erreicht, was ihm nie gelungen sei? Die drei Mondfahrer, schwer erkältet, husten je-doch auf die Grösse ihres Erlebnisses – sie hätten sich an Protokoll und Ablauf halten und Listen abhaken müssen und seien vor allem müde gewesen. Sogar diese Männer der Tat erweisen sich als ebenso eingebunden und uninspiriert wie die Queen. Ein tiefdeprimierter Philip findet Erleichterung in einem «Konzentrationslager für geistig Geschädigte», dem Gesprächskreis eines Priesters. (Schon gut, ihr Zyniker: Die drei Apollo-Piloten hatten eben keine Zeit für Depressionen.)

Am Ende der Staffel aber rührt mich der junge

Charles beinahe zu Tränen. Erst muss er aufs Internat, dann wird er nach Wales verbannt. Zu sagen hat er nichts, und als er endlich Trost bei Camilla Shand findet, heiratet die einen anderen. Camilla wäre ja eh nicht standesgemäss gewesen. Die Liebe, die in der britischen Monarchie eigentlich keinen Platz haben darf, spielt bei allen Mitgliedern der Royal Family eine geradezu niederschmetternde Rolle: die Liebe, die nicht sein darf. Und die Liebe, die ins Unheil führt: vor allem bei Princess Margaret. (Hoffentlich nicht auch bei Prince Harry.) Da noch weitere drei Staffeln in Planung sind: Wir dürfen uns aufs schlimmste gefasst machen.

Was wird sein, wenn sie das Zeitliche segnet, die Queen? Ausser – vielleicht – William wirkt keiner der Royals, als ob er für die Bürde der Krone geeignet wäre. Also weg mit dem teuren Gerümpel? Nun, die Royal Family kostet den Staat nichts, im Gegenteil: Sie spült Geld in die Kassen. Doch vielleicht ist ein King wie die Queen aus einem anderen Grund heute wertvoller denn je: als die Verkörperung eines Ethos, gemäss dem die Pflicht über persönlichen Interessen steht. Womöglich braucht das brave Volk das, wenn es Politik nur noch als Wahlkampf erlebt, in dem es um keine höheren Ziele geht als um den Machterhalt.

The Crown: Die Serie ist auf Netflix abrufbar.

Heute schon gespendet?

Unterstützen Sie sorgfältig ausgewählte
Bildungsprogramme über die UBS Optimus Foundation

Ihre Spende kommt zu 100% Kindern
und Jugendlichen zugute



Sollen Sportler Vorbilder sein?

Aus dem Manko seiner unzureichenden Körpergrösse hat Wardell Stephen Curry II eine Stärke gemacht: Kein Basketballprofi trifft so präzise und mit so grosser mathematischer Zuverlässigkeit. «Steph» Curry hat den Sportbetrieb in den USA grundlegend revolutioniert. *Von Hans Ulrich Gumbrecht*

Ausgerechnet im Basketball, dem einzigen Mannschaftsspiel, dessen Grundstruktur eine physische Voraussetzung – natürlich die Körpergrösse – zur Erfolgsbedingung auf allen Positionen macht, hat ein Spieler für einen Paradigmenwechsel gesorgt, der sie nicht erfüllt: Wardell Stephen Curry II von den Golden State Warriors in San Francisco, den seine Freunde und Fans «Steph» nennen, ist – für Basketball-Verhältnisse – nur gerade 1,91 Meter gross.

Im Jahr 2006 hatte Curry eine grosse, aber offenbar nicht nachhaltig traumatische Enttäuschung erlebt, bei dem in den Vereinigten Staaten alles entscheidenden Übergang von der Highschool- zu einer College-Mannschaft. Wie sein Vater, der ein angesehener Profi-Basketballer war, wollte er in der nächsten Phase für Virginia Tech, ein sehr gutes, aber kaum führendes Team, antreten, ohne jedoch eines der jährlich begrenzten Stipendienangebote zu bekommen, die im Normalfall und mittelfristig einen Startplatz garantieren (daran allein war ihm gelegen). Trotz statistisch herausragenden Leistungen an der Highschool blieb es nach der Einladung, am Training teilnehmen zu dürfen, bei der ungeliebten Rolle des «Walk-on», weil es den Trainern von Virginia Tech ganz ausgeschlossen schien, dass ein junger Mann mit seiner Körpergrösse sich auf dieser Ebene durchsetzen könnte.

Sein singuläres Talent

Unter den verbleibenden Optionen entschied sich Curry dann für das Davidson College, eine akademisch anspruchsvolle Schule in North Carolina mit sportlichem Fokus, aber ohne grosse Erfolgsgeschichte, deren Betreuer schon früh an sein besonderes Talent geglaubt hatte. Bevor er drei Jahre später ohne College-Abschluss einem Angebot in die Profiliga NBA folgte, hatte er Davidson auf einer von niemandem vorausgesehenen Leistungskurve zum ersten Mal ins nationale Rampenlicht geführt. Noch sein Auftakt bei den Golden State Warriors, für die allein er inzwischen zehn Jahre gespielt hat, stand für Curry unter dem Schatten des vermeintlichen physischen Nachteils. Obwohl er in der vorausgehenden Saison mehr Punkte erzielte hatte als irgendein anderer College-Spieler, wurden in dem detailliert ausgelegten Rekrutierungsritual (Draft) sechs andere Jungstars vor ihm ausgewählt, von denen die meisten heute vergessen sind. Seither aber hat er aufgrund von Leistungen,

Positive Ungleichheit:
Warrior-Spieler Curry.



die sich mit mathematischer Regelmässigkeit weiterentwickelten, die NBA und seinen Sport beherrscht – und obwohl er sich gerade im Rahmen eines überraschend schwachen Saisonstarts der Warriors die Hand brach und für geraume Zeit ausfallen wird, mag sein Zenit noch vor ihm liegen. Es gibt buchstäblich keine individuelle Ehrung im Basketball, die Curry nicht schon (und in den meisten Fällen mehrfach) gewonnen hat; und die Warriors sind mit ihm von einem selbst lokal kaum beachteten Team zum dreifachen NBA-Champion, zum permanenten Meisterschaftskandidaten und zu einem der strahlenden Phänomene der globalen Sportszene aufgestiegen.

Currys singuläres Talent ist der Korbwurf: Niemand trifft aus so vielen Positionen derart erfolgreich wie er; seine Trefferquote hat – zuerst aus der mit drei Punkten zu Buche schlagenden grösseren Distanz, die an der Mittellinie beginnt – alle denkbaren Rekorde gebrochen und die etablierten Vorstellungen des im Basketball Möglichen für immer verschoben. Zu seiner Variabilität und Genauigkeit kommen sein oft überraschender und besonders schnell im Sprung ausgeführter Wurf sowie eine ungewöhnlich sichere Ballführung. Zudem ist statistisch belegt, dass Currys blosse

Präsenz auf dem Spielfeld die Leistungen seiner Mitspieler und der ganzen Mannschaft erheblich verbessert. Durch gezieltes Training hat er vor allem die einmalige Effizienz seiner Koordination zwischen Hand und Auge und die für Weitschüsse entscheidende Stärke der Handgelenke immer weiterentwickelt.

Geniale Verlegenheitslösung

Dieses singuläre Profil hat die Strategien im Basketball unumkehrbar erneuert. Distanzschüsse waren vor Curry eine Verlegenheitslösung, von der man nur Gebrauch machte, wenn sich die für jeden Angriff zur Verfügung stehende Zeit dem Ende näherte, ohne dass ein Spieler nahe beim Korb in Ballbesitz gelangt war. Mittlerweile werden sie, ermutigt durch Currys Erfolg, durchgehend als Alternative gegenüber den Würfen aus kurzer Distanz genutzt. So haben das Potenzial des Angriffsspiels und zugleich die Herausforderungen der Abwehr entscheidend an Komplexität gewonnen. Der Wandel ereignete sich in einem Moment, als Basketball in den Vereinigten Staaten die Zuschauerresonanz der Baseball-Liga überholte, um sich hinter dem American Football an zweiter Stelle zu etablieren, und als die NBA, wohl aufgrund der leicht nach-

vollziehbaren Regeln, der vergleichsweise kurzen Dauer und der spektakulär-artistischen Momente des Spiels in der globalen Medienszene ebenfalls die zweite Position (nach dem Fussball) eroberte.

Erfrischende Normalität

Ohne Curry als Katalysator hätte sich jene Basketball-Revolution wahrscheinlich gar nicht – und ganz gewiss viel langsamer – vollzogen. Mittlerweile gilt er immerhin als der grösste Korbschütze in der Geschichte seines Sports und liegt auch nach der Zahl verkaufter Trikots mit seinem Namen, dem ausschlaggebenden Indikator für Popularität, Jahr für Jahr vor allen Konkurrenten. Und doch rangiert Curry bei Spezialistendiskussionen über die grössten lebenden Basketballer regelmässig hinter LeBron James und Kevin Durant, die ihn weder in einer zentralen statistischen Kategorie noch nach Zahl der gewonnenen Meisterschaften überbieten – aber physisch robuster wirken. Offenbar kann ein Mann von nur 1,91 Meter Grösse und 86 Kilogramm Gewicht nicht zum Gesicht des Basketballs werden, was dafür spricht, dass zwischen der jüngsten Realität dieses Spiels und seiner kulturell-symbolischen Präsenz noch eine gewisse Asymmetrie besteht.

Doch all dies ist nur die eine Seite des Falls Curry. Die andere erschliesst sich aus der Frage, ob nicht doch irgendein Faktor seiner globalen Sichtbarkeit im Weg steht. Die für den Charakter des gegenwärtigen Sports erhellende Antwort heisst, dass Curry ein für seine Welt in exzentrischer Weise nicht exzentrischer Zeitgenosse ist. Das beginnt mit seinem alltäglichen Verhalten in Beruf und Privatleben. Auf ein marktfreundliches Bild ist Curry – trotz allen hochdotierten Werbeverträgen – keinesfalls getrimmt: Sonst hätte er es sich etwa längst abgewöhnt, bei Spielunterbrechungen und in Augenblicken höchster Konzentration ausgiebig auf seinem Mundschutz aus Plastik herumzukauen.

Immer wieder hört man in Kalifornien, dass er mit seiner Familie ohne besondere Sicherheitsvorkehrungen in beliebten Restaurants, bei Konzerten oder Ereignissen anderer Sportarten auftauche. Seit gut acht Jahren ist er mit seiner Freundin aus der Teenager-Zeit verheiratet und hat drei Kinder, die er gerne zu Fernsehinterviews mitnimmt und entspannt ins Gespräch bringt. Religion gehört wie bei den meisten Afroamerikanern ganz selbstverständlich zu seinem Leben, und zugleich hat er das finanzielle Potenzial seines sportlichen Erfolgs voll ausgeschöpft: Im Juli 2017 unterschrieb er als erster Basketballer einen Vertrag von über 200 Millionen Dollar Gesamtvolumen (und fünf Jahren Laufzeit).

Es war Curry, der die Besitzer der Warriors überredete, Kevin Durant unter Vertrag zu nehmen, weil er «natürlich permanent gewinnen und in einer immer besseren Mannschaft spielen» wollte. Für noch bemerkenswerter –

und besonders typisch – halte ich seine Rolle bei der kollektiven Entscheidung, anlässlich der NBA-Meisterschaft von 2017 nicht die übliche Einladung ins Weisse Haus anzunehmen. Curry erlaubte sich die Freiheit dieser Ablehnung – auf die Präsident Trump mit einer nachträglichen Ausladung überreagierte –, allerdings ohne spezifische Gründe anzuführen und damit zu unterstellen, dass sein politisches Urteil einen besonderen Stellenwert habe. Solche Gesten machen den ganzen «Fall Curry» aus als aussergewöhnliches Nebeneinander von permanenter Höchstleistung und gleichbleibender Normalität.

Deshalb bringt mich «Steph» Curry zu einer Frage, die zu stellen ich über Jahrzehnte nicht gewagt habe. Zur Frage nämlich, ob berühmte Sportler Vorbilder sein können – und sollen. Die früher üblichen (meist positiven) Antworten setzten voraus, dass ihnen dies in der saturierten Verkörperung von allgemeinverbindlichen Tugenden oder Werten gelingen müsse – was die Athleten überforderte. Denn diese sind ja vor allem Spezialisten. Currys Fähigkeiten lassen sich nicht einfach nachahmen, und die potenzielle Ermutigung, unbeirrbar an eine solche Gabe zu glauben und an ihr zu arbeiten, ist nur für die wenigsten Menschen mit einer vergleichbaren Begabung wirklich relevant. Zum Vorbild eignet sich Curry also weder aufgrund seiner Drei-Punkte-Würfe, die selbst aus dreissig Meter Entfernung so perfekt sind, dass der Basketball den Eisenrand am Korb nicht berührt, noch aufgrund der politischen oder privaten Werte, für die er sich entschieden hat, ohne sie als bedeutend oder gar verbindlich zu propagieren.

Nachahmenswert macht ihn allein die durchgängige Trennung seines privaten Lebens und seines Lebens als Bürger (im Sinn von *citizen* oder *Citoyen*) von seinen unwahrscheinlichen Leistungen im Beruf. Davon sollten nicht nur andere Stars lernen, sondern auch Bäcker und Chirurgen, Staatsanwältinnen und Coiffeusen, eigentlich alle Erwachsenen und Jugendlichen, die ehrgeizig und stolz auf ihre Leistungen sind. Denn die positive Ungleichheit solcher Leistungen auf einem jeweils umschriebenen Feld der Kompetenz darf weder die fundamentale Gleichheit der Ansprüche in anderen Dimensionen aufheben noch die Leistungsträger zu einem überangepassten Wohlverhalten verpflichten.

Politische Ansichten oder ethische Werte von Stars der Unterhaltungsbranche, der Wissenschaften oder der Handwerke sollten so privat bleiben wie das Jogging oder die Tennisspiele von Politikern. Dass dies möglich ist und wie erfrischend es wirkt, lebt einer wie Steph Curry täglich vor.

Hans Ulrich Gumbrecht ist Albert-Guérand-Professor in Literature (Emeritus) an der Stanford University (USA).

Jazz

Something old, something new

Von Peter Rüedi

Es gibt, heisst es, nichts, was mehr veraltet ist als die Avantgarde von gestern. Tenorsaxofonist Ellery Eskelin, 60, wohnhaft in New York, wenn er nicht gerade wie oft durch Europa tourt, weiss das besser als viele Neutöner und Dekonstruktoren. Zwar ist er ein freier Improvisator. Zuweilen. Er experimentiert mit unterschiedlichsten Tonqualitäten, Überblastechniken bis an die Grenze zum reinen Geräusch und mit ungebundenen rhythmischen Strukturen jenseits eines festen Metrums, des Swing, der bis zum Free Jazz der sechziger Jahre unverzichtbares Merkmal des Jazz war. Aber er hat auch in seinen kühneren Ausflügen zu viel Formbewusstsein, als dass man ihn einfach als «Free Jazzer» bezeichnen möchte. Vor allem aber ist er, andererseits, der Jazztradition verschiedenster Ausprägungen engstens verbunden. Gern wechselt er in seinen Konzerten und auf seinen Tonträgern zwischen freien Improvisationen (in denen allerdings kaum erkennbare, blitzartige, kurze und verfremdete Anspielungen auf altes Allgemeingut aufblitzen) und traditionellen Stücken ab. Das war so auf der ersten CD, die er im Trio mit dem Schweizer Bassisten Christian Weber und dem deutschen Schlagzeuger Michael Griener für das Label Intakt aufnahm, «Sensations of Tone» (2017), und das ist so beim zweiten Opus dieser spannenden Band, «The Pearls»: äusserst subtile, weit ausgreifende Dialoge und Konversationen zu dritt, fast durchwegs in gedämpfter Tonlage, kontrastieren mit alten, ja geradezu antiken Nummern wie Scott Joplins «Magnetic Rag», Russell Robinsons «Eccentric Rag», Jelly Roll Mortons «The Pearls» oder Count Basies/Harry Edisons Swing-Klassiker «Jive at Five».

Eskelin/Weber/Griener bilden ein Trio von wunderbarer Transparenz mit viel Gefühl für Raum sowie fein gesponnener Interaktion und einem inspirierten Gleichgewicht zwischen Gelassenheit und Präzision, wobei Letztere im entspannten, scheinbaren Nebenher manchmal leicht zu überhören ist. In der Tradition und jenseits von der, das heisst: Beides wird hier nicht als Dogma verstanden, beides relativiert und ergänzt sich fast selbstverständlich.



Eskelin/Weber/Griener:
The Pearls
Intakt CD 331



Überwältigende Strahlkraft: Adèle Haenel und Noémie Merlant in «Portrait de la jeune fille en feu».

Kino

Die vielen Talente der Frauen

Vergesst das Fernsehen! Über die geruhssame Zeit der Feiertage bieten die Kinos bessere, abwechslungsreichere, spannendere und aufregendere Kost. Von Wolfram Knorr

Kommissare, Detektive und Co., egal, in welchem Roman, Film oder welcher TV-Reihe, haben alle eine Macke. Vom einst Lolli lutschenden Glatzkopf Kojak über den Knautsch-Trenchcoat tragenden Columbo («Ich hätte da noch eine Frage»), den in Schmuttelverhältnissen lebenden Kurt Waldner bis zu den «Tatort»-buddies Batic und Leitmayr, die wenigstens durch ihreschlohweisen Haarpelze auffallen, ist eigentlich alles an Eigenheiten schon vergeben. Von wegen! Mit Lionel Essrog wird's pathologisch: Der Kerl leidet am Tourette-Syndrom: unkontrolliertes Verhalten, auch verbale Ausbrüche – für Jonathan Lethem, den Erfinder der Figur, ideal für absurdes Dialog-Gebabbel. In der Verfilmung des gleichnamigen Romans «Motherless Brooklyn» (bei Klett-Cotta) spielt Edward Norton den Gestörten; eigentlich die Rolle für Dustin Hoffman (inzwischen zu alt). Bruce Willis, Alec Baldwin, Willem Dafoe sind dabei, und Norton, der mitproduzierte, schrieb und inszenierte, siedelt den Schnüffler-Plot in den 1950er Jahren an, in nostalgischem Film-noir-Ambiente. Historisch geht da so manches nicht auf (der Roman ist in der Gegenwart angesiedelt). Kurios: Bei einem Besuch in einem Jazzklub wird der Eindruck erzeugt, Jazz sei auch vom Tourette-Syndrom geprägt!

Spätes 18. Jahrhundert. Héloïse, die schöne und selbstbewusste Tochter einer Gräfin, soll einen wohlhabenden Kerl aus Mailand hei-

raten. Der aber will erst mal sehen, wie die ihm Anempfohlene aussieht. Die Gräfin holt deshalb die Porträtistin Marianne ins Haus, um die Tochter malen zu lassen. Doch das Vorhaben funktioniert nicht so, wie die Gräfin es sich wünscht. «Portrait de la jeune fille en feu» gehört zu den faszinierendsten Liebesfilmen des ausgehenden Jahres. Von überwältigender Strahlkraft sind Adèle Haenel als Héloïse und Noémie Merlant als Marianne. Schon klar, eine Scheidung ist nicht unbedingt ein empfehlenswerter Stoff für geruhssame Feiertage, aber andererseits heisst es, dass unter dem Weihnachtsbaum so manche Krise... Na, jedenfalls ist nicht nur in der Weihnachtszeit «Marriage Story» mit Adam Driver und Scarlett Johansson als sich trennendes Paar eine aufschlussreiche Angelegenheit. Ständig türmen sich neue Probleme vor ihnen. Das erinnert zuweilen an «Kramer vs. Kramer», ist aber emotional intensiver und glaubwürdiger. Der zurzeit erfolgreichste Schweizer Film, «Bruno Manser – Die Stimme des Regenwaldes», hochaktuell, sei allen ans Herz gelegt, die noch keine Zeit gefunden haben, ihn sich anzusehen.

Auf Disney ist Verlass: Sequels oder Prequels erfolgreicher Filme, ganz egal, in welche Richtung die Fortsetzungen weitergesponnen werden – schwächer werden sie nur selten, meistens sind sie besser als das Original. Jüngstes Beispiel ist «Frozen II». Die Eis-Magierin und ihre Shakespeare-affinen Freunde, etwa

Schneemann Olaf, steigern ihre atemlos-wirbigen Abenteuer; mit wilder Komik und rasantem Einfallsreichtum. Das perfekte Feiertagsvergnügen für die ganze Familie. Nicht weniger geistreich, wenn auch nicht für die Kleinen, ein anderes Abenteuer: das Treffen der zwei höchsten Würdenträger Roms. «The Two Pops» ist ein «spiritueller» buddy-Film von Netflix, der erst mal im Kino startet (ab 2. 1.). Anthony Hopkins als Papst Benedikt XVI., bürgerlich Joseph Ratzinger, bittet 2012 den argentinischen Kardinal Jorge Bergoglio (Jonathan Pryce), den heute amtierenden Papst Franziskus, in die Sommerresidenz Castel Gandolfo, um seine Positionen auszuweisen; Benedikt XVI. will zurücktreten und wittert in Bergoglio einen potenziellen Nachfolger, gerade weil dieser konträre Ansichten vertritt. «Ich bin Gelehrter», sagt Benedikt XVI., «kein Manager.» Eigentlich ist Bergoglio nur nach Rom gekommen, um als Kardinal sein Rücktrittsschreiben zu überreichen. Er will wieder als einfacher Priester arbeiten (später erfährt man, warum). Benedikt XVI. verweigert es ihm, weil er abdanken will. «Jesus ist auch nicht vom Kreuz gestiegen», hält ihm darauf Bergoglio entgegen. Natürlich hat das nie stattgefunden, aber laut Autor Anthony McCarten könnte es so ähnlich gewesen sein. Ist auch egal, denn Hopkins, der schon Hannibal Lecter mit intellektueller Kälte verkörperte, spielt Ratzinger mit ebensolcher intensiver Schärfe. Die Sympathien gelten aber eindeutig Pryce. Höchst spannender Disput.

Euridice (Carol Duarte) und Guida (Julia Stockler) sind unzertrennlich und voller Zukunftsoptimismus. Euridice spielt Klavier, träumt von einer Pianistenkarriere und will nach Wien aufs Konservatorium. Schwester Guida sucht die freie Liebe. Zwei Rebellinnen, die vom eisern-patriarchalen System zerstört werden. Guida verliebt sich in einen Matrosen und flieht mit ihm – vor dem Zugriff des beinharten Vaters – nach Griechenland; die Beziehung scheitert. In der Zwischenzeit hat Euridice geheiratet, eine Familie gegründet, und Guida kehrt hochschwanger zurück und wird vom Vater verstossen. Als sie nach ihrer Schwester fragt, lügt er sie an und behauptet, sie sei in Wien. Sozial randständig geworden, kämpft sie ums Überleben und Euridice im Spiesseralltag um ihre Würde. Guida schreibt



Auf Disney ist Verlass: «Frozen II».

verzweifelte Briefe, die Eurídice nie erhält. Sie leben beide in Rio de Janeiro, ohne das voneinander zu wissen. «A vida invisível», nach dem Roman von Martha Batalha («A vida invisível de Eurídice Gusmão»), ist ein wuchtiges, überbordendes Melodram, in den 1950er Jahren angesiedelt, getränkt von tropischer Schwüle und Hitzköpfigkeit.

«Nicht die Krankheit tötet, sondern die Angst davor», lautet ein chinesisches Sprichwort. Und da bei der Grossmutter einer grossen, weitverstreuten Familie Lungenkrebs im Endstadium diagnostiziert wird, trifft sich der Clan bei ihr – und verschweigt ihr ihren Zustand. Die Lieblingsenkelin, die mit ihren Eltern aus den USA anreist, echauffiert sich über die Lüge, bringt es aber auch nicht übers Herz, ihr die Wahrheit zu gestehen. Damit das Treffen der Familie der Oma nicht komisch vorkommt, wird behauptet, eines der Kinder werde heiraten. Alles Fake, nur zur Freude der Grossmutter. Am Ende bewahrheitet sich das



Wuchtiges Melodram: «A vida invisível».

Sprichwort. «The Farewell» gehört zu jenen chinesischen Familienfilmen, die nicht nur einen amüsanten Einblick ins Leben des Mittelstands bieten, sondern auch den Konflikt mit der westlichen Lebensweise nicht scheuen. Lustig, nie traurig.

Judy Garland (1922–1969), Mutter von Liza Minnelli, fünfmal verheiratet, unter anderem mit dem grossen Hollywood-Regisseur Vincente Minnelli, war ein Superstar, in den vierziger und fünfziger Jahren bekannt wie ein bunter Hund. Dass sie von Louis B. Mayer, dem Produzenten-Mogul (MGM), schon als Teenager in einen regelrechten Sklaven-Vertrag hineingezwungen wurde, gnadenlos ausgebeutet und tablettensüchtig wurde, ist erst viel später bekanntgeworden. Mit «The Wizard of Oz» (1939) wurde die Tänzerin, Sängerin und Charaktermimin («A Star Is Born», 1954) zum Idol. Das Biopic «Judy» versucht der Frühverstorbenen gerecht zu werden, spart aber zu viel aus. Gleichwohl ist der Film alleine wegen Renée Zellweger in der Rolle Garlands ausgesprochen sehenswert. Apropos Frauen: «Where'd You Go, Bernadette», die Tragikomödie einer beruflich gescheiterten Frau, die erst in der Arktis wieder zu ihrer Grösse zurückfindet, ist eine glänzende One-Woman-Show von Cate Blanchett.



Körzis Hollywood

Craig träumt vom Guinness

«007»-Dreharbeiten sind die Hölle. Von Norbert Körzdörfer

Spiene sterben jung. Mit 35 gilt ein CIA-Agent als «verbrannt». Le Carrés letzter Held ist 47. Daniel Craig ist 51 – und killt sich in die Rente mit seinem fünften James-Bond-Thriller «No Time to Die» (Start: April 2020). Wehmut. Schade.

Story? 007 ist im Ruhestand, in seiner Villa «Goldeneye» auf Jamaika. Hier schrieb Ian Fleming (starb mit 56) seine Kultkrimis, die John F. Kennedy so liebte. Aber 007 muss ein letztes Mal los, ein letztes Mal die Welt retten.

Daniel Craig, Liverpooler mit US-Pass, ist der beste und coolste 007 – seit Ur-Bond Sean Connery, 89. Als er anfang, vor vierzehn Jahren, war er fast ein Anti-Bond: blond! Blaue Gletscheraugen! Prinz-Charles-Ohren. Aber mit dem grausamen Lächeln des Buch-Bonds.

Wir sassen in Suite 107 des Londoner «Dorchester» im Halbdunkel. Er schmunzelt, in Lobb-Massschuhen, Masshemd von Turnbull & Asser, mit Brioni-Schlips und Omega-Monduhr. Ein Fussballfan (Liverpool), der mit sechzehn die Schule verliess und in London als Kellner jobbte. Der ein bisschen Deutsch sprach (er war sieben Jahre mit Heike Makatsch zusammen). Damals hatte er kein Auto, kein Flat-TV. Als der 007-Anruf kam, war er in einem Supermarkt in Baltimore: «Ich kaufte Wodka zum Feiern – und zog dann unerkant durch die Kneipen. Ich wusste, ich werde 007 – und sonst keiner.» Drei Millionen Gage.

Heute lebt er in Manhattan, auf einer Farm bei New York und in London mit Oscar-Ehefrau Rachel Weisz («The Constant Gardener»). Warum geht 007? Seine Frau hat Angst um ihn: ««007» ist ein Boxring!» Für «Spectre» kassierte Craig zirka 44 Millionen. Jetzt? Gemunkelte 75 Millionen (inkl. Gewinnbeteiligung).

In der coolsten US-Talkshow gestand Craig im grauen Tom-Ford-Anzug Stephen

Colbert seufzend: «Ja, das war's!» Er will lieber wieder mehr Guinness trinken. 007 zu sein, ist Folter. Millionen Hobby-Paparazzi verfolgen einen bis auf die Toilette: «Einer wollte mal da ein Handyfoto machen!» «007»-Dreharbeiten sind die Hölle: Schulter ausgekugelt, Bein gebrochen, Knie verletzt. «Ich hatte fast immer Schmerzen! Meine Blutergüsse waren überschminkt!» Früher hatte er vier Stunt-Doubles – heute zehn. «Du musst immer der Beste sein, der du sein kannst!»

Sein Freund und Oscar-Regisseur Sam Mendes («Skyfall», «Spectre») meinte achselzuckend zu mir: «Er hat fünf grossartige «Bonds» gemacht. Und er wird ja auch nicht jünger. Er ist ein Perfektionist. Er will immer das Beste abliefern. Vielleicht will er mehr Fussball gucken?!»

Millionen «007»-Fans streamten den neuen Trailer. Ist Craigs Letzter Craigs Bester? Vielleicht ein Touch zu viel Déjà-vu? Spectre-Boss Blofeld (Christoph Waltz) lebt im Knast. Ex-Geliebte mit Geheimnis. Neues Monster: Rami Malek! Trailer sind anfixende Schlüssellöcher der Neugier.

Als feministischer *script doctor* wurde die freche Kultfrau Phoebe Waller-Bridge («Fleabag») angeheuert, für angeblich zwei Millionen! Es wurden drei alternative Enden gedreht. Noch vier Monate warten. Vorab gibt es den Rätselkrimi «Knives Out» mit Daniel Craig (Start: Januar 2020). Tipp für Craig-Gourmets: der Gauner-Thriller «Layer Cake» oder der Mafia-Klassiker «Road to Perdition» (mit Tom Hanks und Paul Newman). Oder: «Munich» (Craig als Mossad-Agent) von Bond-Fan Steven Spielberg. Oder alle alten «Bonds»! Craigs Lieblings-007? «From Russia with Love» von 1963!

PS: Napoleon starb mit 51.

Norbert Körzdörfer ist Journalist und Schriftsteller.



Thiel

Kinderbücher

Von *Andreas Thiel*

Papi: Was wünscht sich unsere Tochter denn auf Weihnachten?

Mami: Ein Piratenbuch.

Papi: Wie? Sie ist doch erst vier Jahre alt.

Mami: Na und? Piraten sind gerade sehr in Mode bei den Kindern.

Papi: Was? Aber Piratengeschichten wie «Die Schatzinsel» dürfte man heute nicht einmal mehr einer Mittelschülerin vorlesen.

Mami: Unsere Tochter wünscht sich ja auch bloss ein buntes Piratenbilderbuch für Kinder.

Papi: Sie wünscht sich ein buntes Kinderbuch über kriegsverstümmelte Matrosen, aufgedunsene Seeräuberwasserleichen, gefolterte Sklaven, vergewaltigte Eingeborenenfrauen und verwesende, am Galgen baumelnde Freibeuter?

Mami: Nein, es gibt Kinderbücher über Piraten, wo es nur um Abenteuer und Schatzinseln geht.

Papi: Aha, dann kann sich unsere Tochter ja gleich ein Kinderbuch über die Sklaverei wünschen, wo es nur ums Baumwollpflücken und den Blues geht.

Mami: Das ist doch etwas anderes.

Papi: Oder ein Kinderbuch über den Nationalsozialismus, wo es nur um Autobahnen und Zeppeline geht.

Mami: Sei doch nicht kindisch!

Papi: Oder ein Kinderbuch über den Sozialismus, wo es nur um Wohnbaugenossenschaften und Urban Gardening geht.

Mami: Jetzt mach mal einen Punkt. Die Kinder gehen doch weder als Sozialisten noch als Nationalsozialisten verkleidet an die Fasnacht, als Piraten hingegen schon.

Papi: Aha, aber als Araber, Indianer oder Mexikaner dürfen sie schon nicht mehr gehen. Dabei hatten die jungen Schwyzer, die als Ku-Klux-Klan verkleidet an die Fasnacht gingen, vermutlich auch bloss mal ein Kinderbuch über den Ku-Klux-Klan zu Weihnachten geschenkt bekommen, in dem es lediglich um Fackelumzüge und Kapuzenhemden ging.

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Balsam für Röstigraben-Wunden

Christoph Blochers Kunstsammlung in Martigny; Fest für Freddy Burger. Von *Hildegard Schwaninger*

Es ist geradezu ein historisches Ereignis! **Christoph Blocher** zeigt seine Sammlung öffentlich – und zwar in der Westschweiz, in der Fondation Pierre Gianadda in Martigny. Es ist die zweite öffentliche Ausstellung der Sammlung Blocher, die erste war 2015/16 im Kunstmuseum Winterthur. Damals waren es 80 Werke, in Martigny zeigt er 127 Werke von **Albert Anker**, **Ferdinand Hodler**, **Giovanni Giacometti** und anderen Schweizer Künstlern des 19. Jahrhunderts. Die Vernissage letzten Freitag war ein Riesenergebnis. In der vordersten Reihe sasssen zwei Ex-Bundesräte: Gastgeber Blocher und der aus Martigny stammende **Pascal Couchepin** (war dort in Vor-Bundesratszeiten Stadtpräsident), sowie Bundespräsident **Ueli Maurer**, der die Festrede hielt. Er griff ein an die Wand gepinselttes Wort von Albert Anker auf: «Regardez, le monde n'est pas damné» (Schaut, die Welt ist nicht verloren) und gab so seine politische Botschaft durch, Optimismus für die Zukunft der Schweiz. Ueli Maurer, der als echter Eidgenosse das Wort «Freiheit» über alles liebt, zitierte **Friedrich Schiller**: «Die Kunst ist eine Tochter der Freiheit.»

Léonard Gianadda, der die Fondation Gianadda 1978 in Erinnerung an seinen tödlich verunglückten Bruder **Pierre Gianadda** gründete, ging vor zwei, drei Jahren – nach dem Erfolg in Winterthur – zu Blocher mit der Idee, die berühmten Bilder in Martigny zu zeigen. Blocher sagte ja, war aber froh, dass noch etwas

Zeit ins Land ging, denn, wie er in seiner Rede sagte: «Ich will meine Bilder auch mal bei mir zu Hause haben.» Sechs Monate verzichtet er jetzt erneut auf die Bilder.

«Das Anschauen der Bilder soll die Menschen glücklich machen», sagte Blocher in seiner leutseligen Art, und er hat die anwesenden Walliser sofort für sich gewonnen. Es war Samichlaus-Abend, und er meinte: «Zu Saint Nicolas bringt man Geschenke mit – und ich bringe Ihnen heute ein Geschenk.» Dann erläuterte er seine Sammlung, fand den richtigen Ton für das Westschweizer Publikum. Albert Anker ging in Neuenburg zur Schule, Ferdinand Hodler hat neben Eiger, Mönch und Jungfrau immer wieder den Genfersee gemalt, verbrachte sein halbes Leben in Genf, wo er Ehrenbürger war. Die Besucher standen ergriffen vor den Gemälden, die von Liebe zur Heimat zeugen, von Empathie fürs einfache Volk, von Verständnis für den Bauernstand und die Ärmlichkeit der vorindustriellen Zeit. Auch Ankers Bild «Turnstunde in Ins», dessen Wert 7,5 Millionen Franken beträgt, ist unter den Exponaten. Die Bilder, so Blocher, «stammen aus einer Zeit, als die Menschen nicht viel hatten. Es gab nicht viel. Den Schnee, die Natur, Spaziergänge, die Musik, das Kunsthandwerk.» Kurz, sie zeigen «die Schönheit des Lebens».

Es ist kein Geheimnis, dass das Verhältnis zwischen Blocher und der Westschweiz kein Liebesverhältnis ist. Als der SVP-Übervater die Welschen einmal gar «paresseux» (faul) nann-



Fast verliebt

Sex-Philosophie

Von *Claudia Schumacher*

Fehlt es Ihnen in dieser Adventszeit am grossen Staunen? An Besinnlichkeit und himmelhoher Freude? Vielleicht wäre es an der Zeit, wieder mehr Sex zu haben. Zugege-

ben: Die Religionen tun sich mit einer solchen Empfehlung nach wie vor etwas schwer. Aber seit kurzem ist zumindest die Philosophie für den Orgasmus. Den Satz «Jeder Mensch hat das ungeteilte und vollumfängliche Recht auf den schönsten Augenblick» möchte der Komponist und Philosoph Claus-Steffen Mahnkopf sogar in die Menschenrechtscharta aufnehmen lassen.

Unter den Sex-Büchern des Jahres sticht Mahnkopfs «Philosophie des Orgasmus» (Suhrkamp) hervor. Ist der Höhepunkt nicht der Inbegriff von Ekstase und Transzendenz – und gleichzeitig so irdisch erfahrbar, für jeden Menschen machbar? Müssten wir ihn nicht feiern? Warum gehen wir so verstohlen mit ihm um, warum wurde er von der abendländischen Philosophie kaum thematisiert? Mahnkopf sieht hier ein Scheitern: Die Philosophie habe sich zu lange fast ausschliesslich als kritische Stimme verstanden. Einem ganzen Jahrhundert «der



«Die Schönheit des Lebens»: Gianadda, Blocher.



Optimismus für die Schweiz: Couchepin, Blocher.



Lobgesang: Freddy Burger, Gattin Isabella Recker.

te, griff Parteikollege Oskar Freysinger ein, um seine Landsleute zu verteidigen. Die Ausstellung «Chefs-d'œuvre suisses – Collection Christoph Blocher» wird zur Versöhnung beitragen. Heilung des Röstigraben-Traumas durch Kunst! Martigny ist ein bezauberndes Städtchen, mit freundlichen Menschen, wo man sich auf der Strasse noch gegenseitig grüsst. Die Fondation Pierre Gianadda ist ein kultureller Meilenstein. Hier finden seit 42 Jahren Konzerte statt. Am 10. April 2020 singt dort in einem Gala-Konzert Cecilia Bartoli.

Christoph Blocher war in Martigny, deshalb konnte er nicht zum «50 Jahre Freddy Burger»-Fest kommen. Er sandte eine Videobotschaft, in der er das Durchhaltevermögen des Event- und Gastro-Unternehmers lobt. Das Fest war gelungen, **Pepe Lienhard** stand auf der Bühne, **Udo Jürgens**, die Trophäe auf **Freddy Burgers** Manager-Hut, wurde gewürdigt, **Sandra Studer** sang «Merci, Chérie», und alles, was in der Show- und People-Szene Rang und Namen hat, war da (über 650 Gäste). Auch «Dolder Grand»-Besitzer **Urs E. Schwarzenbach**, er ist Burgers Nachbar in Küsnacht. Der Abend hatte nur einen Fehler. Ausgerechnet den Kardinalfehler der Unterhaltungsindustrie! Die Show, ein einziger Lobgesang auf Selfmademan Freddy Burger, war zu lang, die Beweihräucherung wollte einfach nicht enden. Der Show-Teil (vor dem Stehbüffet) sollte von 19 bis 21 Uhr sein (so stand es auf der Einladung). Er wurde um fast anderthalb Stunden überzogen, ging also dreieinhalb Stunden ohne Pause. Lieber Freddy, danke für den schönen Abend, viel Vergnügen auf deiner Hochzeitsreise mit Isabella an den Südpol, aber bitte, bitte, das nächste Mal kürzer!

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Negativität, der Ambivalenz, der Dekonstruktion und des Zweifels» diene der Orgasmus aber als ultimativer Kontrast: «Wir sind davon überzeugt, dass der Orgasmus reine Positivität verkörpert. Er ist das uneingeschränkte «Ja.» Darin liege auch seine philosophische Brisanz.

Besondere Bedeutung misst Mahnkopf dabei dem weiblichen Orgasmus bei, denn er ist nicht fortpflanzungsrelevant. Wissenschaftlich ist nicht abschliessend geklärt, warum es ihn gibt (evolutionär betrachtet, löste er womöglich einst den Eisprung aus). In dieser Geheimnishaftigkeit sieht Mahnkopf den Zauber des weiblichen Orgasmus: Er wird begehrt, weil er schön ist, und nicht, weil er einem Zweck dient. Das macht ihn zu einem durch und durch freien Akt. Frauen, die Orgasmen haben, sind freie Frauen.

In Mahnkopfs Plädoyer für den sexuellen Höhepunkt – das «überhaupt Erstaunlichste» der Welt – kommen die Religionen nicht gut

weg: «Sexualkritik – und nicht erst freie Sexualität – bedarf schonungsloser Religionskritik.» Im Islam sei die «gesamte Gesellschaft sexualneurotisch» und der Mann «hypersexualisiert». Er mache die Frau, «die er so dringend braucht, wie er sie zugleich verteufeln muss», dabei zur Schuldigen. Auch das Christentum habe, wie Nietzsche vermerkte, den Eros vergiftet. «Wo es restriktiv ist, so im katholischen Polen, im homosexualitätsfeindlichen Russland, in den fundamentalistischen Regionen Nordamerikas, bleibt es ein Hindernis für die freie Entfaltung der Menschen», so Mahnkopf. Vielleicht ist die Adventszeit auch eine Zeit, um über religiöse Neurosen im Bett nachzudenken? Wer sich und anderen einen Orgasmus schenkt, tut etwas zutiefst Philosophisches. Und in einem lauten «Ja» liegt definitiv auch etwas Weihnachtliches.



Unten durch Herzchen

Von Linus Reichlin

Mein Freund Bruno hat sich in eine Finanzbuchhalterin verliebt, die für eine Steuerberatungsfirma arbeitet. Das klingt nach einer Frau mit Bügelfalten und einer Emotionalität, die den tiefgefrorenen Würfeln von Tiefkühlspinat gleicht. Aber sie hat ganz im Gegenteil eine verträumte, fantasievolle Seite; das äussert sich in den Verzierungen, mit denen sie die Whatsapp-Nachrichten an Bruno dekoriert. In einem Satz wie «Ich freue mich auf das Wochenende mit dir!» bringt sie fünf Emojis unter, und zwar einen nach oben gedrehten Daumen nach «freue», eine Sonne nach «Wochenende», ein erstes Herz nach «mit», ein zweites nach «dir», und als Schlussbouquet folgen nach dem zweiten Herz noch ein rundes Gesicht, das dem Betrachter ein kleines Herzchen zubläst, sowie ein weinendes Katzen Gesicht. Das traurige Katzen Gesicht wirkt wie ein Widerspruch, deshalb schickt sie Bruno eine zweite Nachricht: «Damit meine ich, dass ich traurig bin, weil es erst Dienstag ist.» Hinter «Dienstag» setzt sie drei runde Gesichter, die sich erbrechen, und danach erneut eine Sonne sowie eine Palme.

Nicht immer kapiert Bruno, was genau sie meint. Er schreibt ihr dann: «Bedeutet die Kotz-Smileys, dass dir schlecht ist, weil du traurig bist?» Daraufhin schickt sie ihm ein grosses rundes Gesicht, aus dessen Augen zwei Lachtränen spritzen. Sie schreibt: «Nein!» Herz. «Damit sind die Tage bis Samstag gemeint.» Rundes Gesicht mit zwei Herzchen als Augen. «Und die Sonne bedeutet Samstag, meinkratz.» «Und was bedeutet «meinkratz»?», schreibt Bruno. Sie schreibt: «Sorry!» Sie schickt ein Gesicht, das aussieht wie das Gesicht der vor Angst erstarrten Figur in Edward Munchs Gemälde «Der Schrei». «Mein Korrekturprogramm», schreibt sie, «hat aus «mein Schatz» «meinkratz» gemacht, so blöd.» Sie schickt ein rundes, tiefrotes Gesicht, dem man ansieht, dass es richtig wütend ist über das Korrekturprogramm. Bruno schreibt: «Jetzt alles klar! Ich freue mich auch auf Samstag.» Und jetzt kommt der Moment, in dem die Engel des Digitalzeitalters die Fanfaren blasen: Bruno schickt zum ersten Mal jemandem ein Emoji. Er fand das bisher immer

>>> Fortsetzung auf Seite 66

etwas für Dreizehnjährige, die beim Kichern die Hand vor den Mund halten, damit man ihre Brackets nicht sieht, obwohl Brackets eigentlich sogar Mode sind, seit sie nicht mehr «Zahnspangen» heissen. Er sucht in der langen Liste der Emojis irgendwas, das zur Freude passt, die er empfindet, wenn er ans Wochenende mit seinem Schatz denkt. Er könnte das runde lachende Gesicht schicken, den Ur-Smiley, den einzigen Smiley, den es vor dreissig Jahren gab, als Bruno sein erstes Handy kaufte. Es besass eine Antenne, mit der man sich am Rücken kratzen konnte, damals machte das «meinkratz» noch Sinn. Aber dieser Ur-Smiley ist altmodisch, ausserdem möchte Bruno seine Originalität unter Beweis stellen, also schickt er seiner Liebsten ein rundes Gesicht, das einen Kopfverband trägt und die Mundwinkel nach unten zieht.

Sie schickt ihm ein erschrockenes Gesicht mit weit offenem Mund und ein riesiges rotes Fragezeichen. «Freust du dich wirklich?», schreibt sie. Er schickt ihr ein Kothäufchen mit zwei Augen. Und dann zur Sicherheit noch einen Totenkopf, damit sie auch ganz bestimmt merkt, dass der Kopfverband und das Kothäufchen ironisch gemeint waren. Danach kommt von ihr erst mal längere Zeit keine Nachricht. Er schickt noch mal das Kothäufchen und ein lachendes Katzengesicht. Keine Antwort. Er schickt ein Herz, das in der Mitte einen Riss hat und das rote Fragezeichen. Ein paar Stunden später schreibt sie: «Wir müssen uns am Wochenende nicht treffen. Wenn du keine Lust hast, ist das okay.» Kein Emoji. Nur diese Worte. Null Herzchen. Bruno begreift: Jetzt ist ein Ernstfall eingetreten. Jetzt muss telefoniert werden.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Nonplusultra eines Bourgeois

Von Peter Rüedi

Wein ist eine Materie, bei der sich Substanz und repräsentativer Stellenwert, objektive Feststellung und subjektive Interpretation, handfester Befund und blühender Überbau gelegentlich kaum trennen lassen. So sehr, dass der Weinliebhaber kaum mehr weiss, wo ihm der Kopf steht, das heisst: nur mit Aufwand einiger Charakterstärke zu dem vordringt, was ihm selber, aufgrund seiner Geschichte, Erfahrung oder Weinsozialisation schmeckt. Deshalb sind Vorkoster auf diesem Feld so gefragt, mit dem Effekt, dass Heerscharen Weine trinken, die sie im Grunde gar nicht mögen.

Das Geschäft mit Wein ist anfällig für Gurus. Und für Hierarchien, die diese mit ihren im Punktemaximum von 20/20 oder 100/100 gipfelnden Rankings installieren, auf dass sich das Publikum daran festhalten möge wie an einer Sprossenwand. Die Wirkung ist durchschlagend. Zu Hierarchien tendiert auch der Handel. Die berühmteste ist die historische Klassifikation der Médoc-Châteaux anlässlich der Weltausstellung in Paris 1855 mit ihrer Unterteilung

von 61 Weingütern in Kategorien von Premiers Crus bis «Cinquièmes Crus», einmal abgeändert 1973, um Mouton-Rothschild in den Adelsstand der Premiers Crus zu erheben; in vielem überholt und in Neuangängen umarrangiert, aber als solche festgemeisselt wie ein nationales Denkmal. Daneben gibt es die Klassifizierung der süssigen Sauternes und Barsacs, eine Klassifizierung der Graves (1953 und 1959), die Hierarchie der Saint-Emilions von 1954 mit Premiers Grands Crus Classés A, Premiers B und 47 weiteren Grands Crus. Und es gab seit 1932 mehrere Anläufe (der letzte tritt 2020 in Kraft), die Crus Bourgeois im Médoc hierarchisch zu ordnen.

Eine todsichere Richtschnur für den Laien ist keine dieser Listen, aber immerhin eine Hilfe in einer Kategorie, in der manche Entdeckungen zu machen sind. Eine grandiose ist der Cru Bourgeois exceptionnel Château Meyney St-Estèphe aus dem grossen Jahr 2016, ein Wein, der alle Ranglisten sprengt; der mit seiner Komplexität, der mineralischen Finesse und Würze nach der umwerfenden schwarzen Fruchtwucht und Aromenexplosion, kurz: in der fast paradoxen Verbindung von Power und Eleganz locker in den höheren Kategorien der Médoc Crus Classés mithalten kann. Bei einem Preis, der alle Unkenrufe über die Unerschwinglichkeit guter Bordeaux verstummen lässt. Ein ganz grosser Meyney. Ein hinreissender St-Estèphe. Ein überwältigender Bordeaux. Und, je nach Temperament des Trinkers leider oder zum Glück: eine Investition in die Zukunft. Er braucht nämlich noch etwas Geduld. Hat dafür aber eine Lebenserwartung, die zum Beispiel die meine leicht übertrifft. Trinkempfehlung von Gabriels «Bordeaux total»: 2024 bis 2045.

Cru Bourgeois exceptionnel Château Meyney St-Estèphe 2016. 14%. Gazzar, Pully. Fr. 31.20. www.daniel-vins.ch



Salz & Pfeffer

Osteria im Knonauer Amt

Von Andreas Honegger

Wir erinnerten uns sofort wieder an das Restaurant: Vor vielen Jahren hatten wir auf dem Rückweg aus Luzern kurz nach dem Überqueren der Lorze hier im «Gast-

haus Kreuz» in Maschwanden gute Fische gegessen. Inzwischen hat sich dort ein Wandel vollzogen. Das bis 2010 von Cécile und Hansueli Born geführte Riegelhaus, gleich neben der Kirche im alten Dorfkern, wurde von der Bau-firma Massaro aus Thalwil übernommen, umgebaut, renoviert und in diesem Jahr als «Osteria del Massaro» wieder eröffnet.

Fisch gibt es in der von einem sympathischen jungen Team betriebenen Osteria auch, aber nicht mehr frisch aus dem Zugersee oder der Lorze, sondern aus dem *mare nostrum* respektive vermutlich aus dem Tiefkühler. Die Grigliata mista di pesce bestand aus Fisch, Krustentieren und Muscheln, dazu wurden attraktiv grillierte Gemüse serviert. Gut gefielen uns die Spaghetti alle vongole, weniger gut die Ravioli, die einfach zu wenig gekocht und zu hart waren. Ein Carpaccio di manzo mit Champignons und Parmesanspänen war gelungen, und sowohl eine Tagliata di manzo wie auch ein Contro-

filetto (Entrecôte) kamen zart und, wie bestellt, schön *saignant* auf den Tisch. Perfekt – und von allen am Tisch heiss begehrt – war eine mehr als tellerfüllende Pizza Margherita (Fr. 14.50).

Schön, dass das Restaurant nun nach langer Übergangszeit wieder offen ist. Vielleicht ist die Karte, und damit das Angebot, etwas gar umfassend. Es gibt allein dreizehn verschiedene Pastagerichte und 27 Pizze. Wer eine kleinere Portion bestellt, zahlt Fr. 2.– weniger. Mit einem hervorragenden Amarone assen wir zu viert für Fr. 330.–, und das in angenehmer Atmosphäre. Im Keller wurde eine Weinschenke als Eventlokal eingerichtet, im Sommer steht ein Garten zur Verfügung, beide jeweils mit dreissig Plätzen.

Osteria del Massaro, Kreuzrain 1, Maschwanden. Tel. 044 767 05 01, Montag geschlossen



Auto

Ein Turbo in Afrika

Mein Moment des Jahres: Eine Fahrt mit einem knallblauen Porsche Macan Turbo durch südafrikanische Weinberge. *Von David Schnapp*

Es gibt eine Vielzahl von Möglichkeiten, sich von seiner Umwelt auffallend abzuheben. Kürzlich war ich in Südafrika, um den neuen Porsche Macan Turbo Probe zu fahren. Das Auto wurde mir in einem einigermaßen schrillen Miami Blue ausgehändigt – einer Lackierung, die erstens auf Fotos sehr plastisch wirkt und zweitens bei der Fahrt durch afrikanische Dörfer und Landschaften auffällt wie der sprichwörtliche bunte Hund.

Zur Farbenfröhlichkeit kommt im Macan Turbo unmittelbar auch Fahrfreude. Es gibt wenig SUVs, die so agil wirken. Und dass Porsche vor vielen Jahren schon angefangen hat, sich Kompetenz auf dem Gebiet der Turbomotoren aufzubauen, kommt dem Stuttgarter Autohersteller jetzt zugute. Weil heute fast nur noch Turbomotoren verwendet werden – man verspricht sich davon tiefere Treibstoffverbrauchswerte –, hat sich die Aura des Exklusiven dieser Technologie verflüchtigt.

Allein, Porsche bringt es fertig, sogar seinem Elektroauto Taycan das Label «Turbo»

für die besonders schnelle Modellvariante anzuheften, ohne sich damit komplett der Lächerlichkeit preiszugeben. Denn natürlich hat es in einem strombetriebenen Auto keinen Abgasturbolader, der den Motor kurzfristig mit mehr Druck versorgen müsste. Man kann es so sehen: Porsche hat es geschafft, den Begriff «Turbo» als Synonym für aussergewöhnliche Leistungsentfaltung bei seinen Fahrzeugen zu etablieren.

Fröhlich-dynamisch

Im Falle des Macan ist «Turbo» aber nicht nur ein Synonym, sondern vielmehr ein bewährtes und perfektioniertes Element der Motorentechnologie. Das Mittelklasse-SUV ist mit einem 6-Zylinder-Turbobenziner ausgerüstet, der 440 PS entwickelt und das Auto mit Allradantrieb und erhöhter Bodenfreiheit in flotten 4,5 Sekunden von 0 auf 100 km/h bringt. Im richtigen Leben oder auf kurvigen Strassen äussert sich das in einer nahtlosen, linearen Beschleunigung ohne

Anzeichen von Schwächen oder gar einem Turboloch.

Erst auf sehr steilen und kurvigen Strassen machen sich Grösse und Gewicht des Porsche-Bestsellers bemerkbar, was einen aber so wenig überraschen kann wie die Tatsache, dass man in einem knallblauen Porsche-SUV kaum unbemerkt durch die Gegend gondeln kann. Eine Bemerkung am Rande: Egal, in welcher Lackierung – das Gebiet um Kapstadt mit dem Weinbau, der Küstenregion und den Bergen ist ein empfehlenswertes Ziel für interessante, abwechslungsreiche Roadtrips.

Fazit: Es gibt wenig Autos im Format Macan Turbo, die sich so fröhlich-dynamisch fahren lassen. Und wem Miami Blue dann doch zu bunt ist – Porsche bietet auch noch Lackierungen namens «Mambagrünmetallic», «Saphirblau-metallic» oder «Dolomitsilbermetallic» an.

Porsche Macan Turbo

Hubraum: 2894 ccm, Leistung: 440 PS / 324 kW
Max. Drehmoment: 550 Nm (bei 1800–5600 U/min)
Beschleunigung 0–100 km/h: 4,5 sec
Höchstgeschwindigkeit: 270 km/h
Verbrauch (NEFZ): 9,81/100 km
Preis: ab Fr. 121 300.–



Tamaras Welt

Melantias Mantel

Egal, wie sie sich kleidet – geht es um Melania Trump, möchte man grundsätzlich erst mal ablästern. Modekritiker, die Politik vor Mode stellen, machen sich lächerlich. Von Tamara Wernli

Es war faszinierend vorhersehbar. Kaum hatte Melania Trump das weihnachtlich geschmückte Weisse Haus präsentiert, hagelte es Kritik und Häme. Diesmal ist es: der Mantel. Eine Modekritikerin der *Washington Post* bemängelte: «Der Mantel sieht lächerlich aus.» Und: «Er ist eine Ablenkung. Er ist eine unangenehme Affektiertheit, die grotesk auf die Spitze getrieben wird. Das Video soll die Wärme und einladende Stimmung der Weihnachtszeit feiern, aber diese simple Verzierung strahlt kalte, abschätzige Abgehobenheit aus.»

Ich würde ja eher sagen, diese Modekritik strahlt abschätzige Abgehobenheit aus, vor allem aber treibt sie das «Trump derangement syndrome», die irrationale Kritik der Trump-Gegner, grotesk auf die Spitze. Es wird sich wohl keine einzige Frau gedacht haben: «Also dieser Mantel strahlt eine abschätzige Abgehobenheit aus!» Die Modekritik wurde geschneidert aus der Voreingenommenheit, die mit dem Trump-Hass kommt.

Das festliche Video, das die Trump-Administration über die sozialen Medien verbreitete und in dem die First Lady durch das üppig verzierte White House schwebt und hie und da noch eine Christbaumkugel zurechtrückt, kann man gewiss drollig finden. Wer aber auf Kitsch und Glamour steht, dem gefällt die Deko. Ich finde sie, trotz Reizüberflutung, geschmackvoll.

Melania Trump hat sich in dem Video dafür entschieden, in ihrem kuschelig geheizten Haus einen weissen Mantel über dem Etuikleid zu tragen. Auch dieser Umstand sorgte bei einigen für Irritation, warum auch immer, denn so gesehen macht auch ein Baum in einem geheizten Haus keinen Sinn. Statt mit den Armen in das Teil hineinzuschlüpfen, wie es unsereins tun würde, legte sie sich den Man-

tel wie ein Cape auf die Schultern. Diese Trag-Option sieht chic aus, und Cape-artige Mäntel gehören zum Stil der 49-Jährigen, der irgendwo zwischen Schlichtheit und wohlthuender Extravaganz liegt. Gerade erst trug sie bei einem Empfang bei den britischen Royals einen gelben Cape-Mantel von Valentino, darunter ein Kleid in Pink und dazu Pink-Stiletos. Sie war ein Blickfang.

Seit sie First Lady ist, hat sich Melania erst ganz wenige modische Missgriffe geleistet. Bei öffentlichen Auftritten pflegt sie mimik- und gestikmässig Zurückhaltung, die sich meist auch in ihrer Garderobe widerspiegelt. Nie macht sie den Anschein, ein verjüngendes oder pompöses Image promoten zu wollen, nie wirken ihre Outfits billig oder aufdringlich. Im Gegensatz zu einigen ihrer Vorgängerinnen, die sich bei Galas gerne in so göttliche Mengen von Spitze und Tüll hüllten, dass man sie kaum von einem Weihnachtsgeschenkpaket unterscheiden konnte, führen ihre Abendroben feminine Gelassenheit vor.

Die gebürtige Slowenin ist mit dem falschen Mann verheiratet, das macht es vielen unmöglich, sich ein Wort der Anerkennung abzurufen. Wenn aber ein Mangel an Unterscheidungsvermögen die Vernunft pausieren lässt und der unbändige Drang, alles Trumpsche schlecht zu finden, dem Schnittmuster für Gedankengänge zugrunde liegt, wird es zusehends amüsant: Einige Modedesigner teilten zu Beginn von Trumps Präsidentschaft medienwirksam mit, dass sie Melania nicht einkleiden würden. Auf den berühmten «Best-Dressed»-Listen der Modemagazine erscheint Melania – anders als viele ihre Vorgängerinnen – regelmässig nicht, auch hat ihr Gesicht praktisch kein Hochglanz-Cover geziert. Ihr

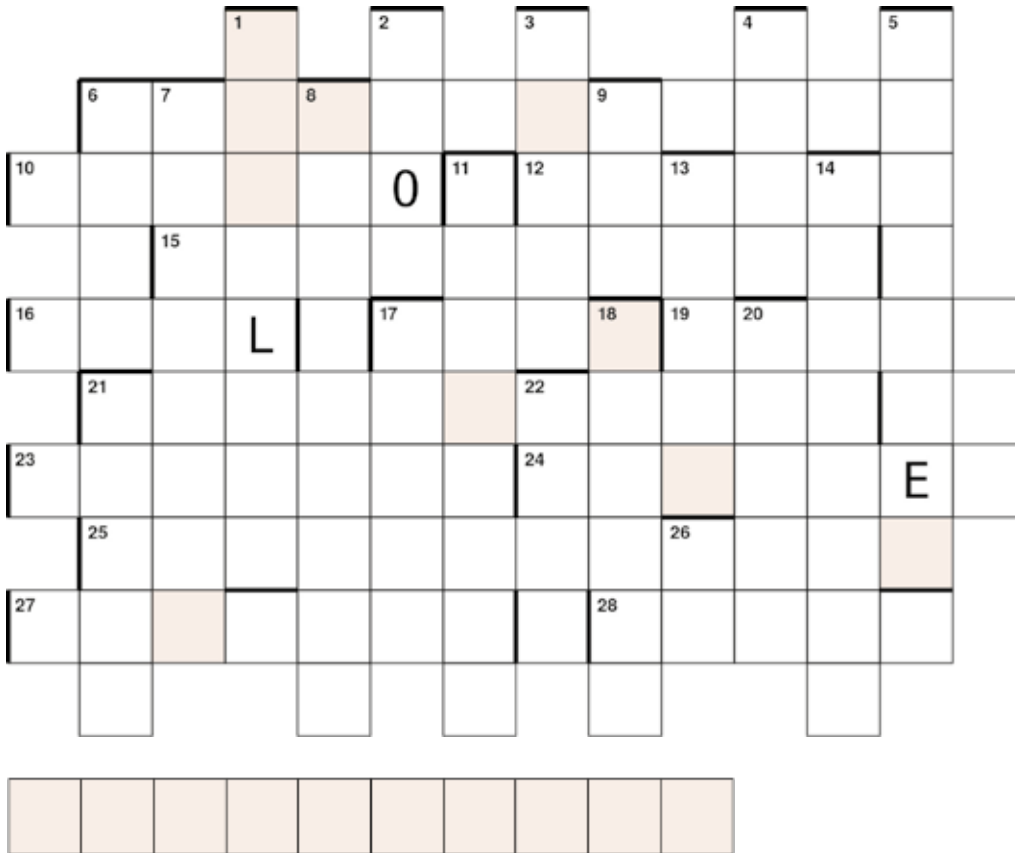
Modestil wird weitestgehend totgeschwiegen, sie, die auf Empfängen oftmals die Attraktivste ist, bleibt in der Fashion-Welt unsichtbar.

Dass man sich für ihre Outfits nicht erwar-men kann, dagegen ist grundsätzlich nichts einzuwenden, jedem sein persönlicher Geschmack. Wenn dann aber, wie etwa auf der *Vanity Fair*-«Best-Dressed»-Liste von 2017, bei den Polit-Persönlichkeiten Melania fehlt und stattdessen Brigitte Macron mit Emmanuel und der kanadische Premier Justin Trudeau für ihren Modestil gefeiert werden, rückt das die Kompetenz der Modekritiker ein bisschen in ein unschmeichelhaftes Licht. Bei Brigitte Macron bleibt ja vor allem dieses weisse Krankenschwester-Party-Kostüm in Erinnerung, das sie in Paris beim Empfang mit den Trumps trug. Trudeau fällt modemässig durch bunte Socken und seine Vorliebe für Landestrachten in fernen Ländern auf, mit der er wohl Nähe zu den Einheimischen demonstrieren möchte, sich aber regelmässig zum Gespött macht.

Eine Journalistin des *Federalist* schreibt bei Twitter: «Modekritik ist toll, aber bei den Modekritikern der *Washington Post* ist es fast immer so, dass «liberale Politiker unglaublich gut aussehen und konservative Politiker hässlich», aber sogar für sie [die Kritikerin] ist das jetzt eine durchsichtige, lachhafte, kleingeistige Einstellung.»

Man sollte von Journalisten erwarten können, dass sie sich eine gewisse Objektivität gestatten, zwischen Mensch und Politik unterscheiden und die First Lady, wenigstens in unpolitischen Fragen, vom geächteten Präsidenten trennen. Melania attackieren, weil man ihren Mann hasst, ist nicht nur unprofessionell, sondern auch ziemlich unreif. Ganz grundsätzlich halte ich es nicht für die beste Idee, eine Person untrennbar an eine andere zu tackern, für deren Verfehlungen sie nicht verantwortlich ist. Kleingeistiges Schubladendenken – es ist eben auch ein persönlicher Stil.

Tamara Wernli, Video-Bloggerin, lebt bei Basel. Aktuelles Video auf www.weltwoche.ch



Lösungswort — Wird etwa von Chilis angeregt.

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — **6** Darauf sind trainierte Papageien, einfältige Mamas und kleine Kinder spezialisiert. **10** Fordert Löschrupp mit Dampfspritze und Leder-schläuchen an. **12** Nackedei, macht sich aus Überzeugung frei. **15** Einrichtung zum Wechseln von CHF in UV-A und UV-B. **16** Kurz für z.B. brief und kürzer ferner brief für e.g. brief. **17** Bei der Niedergeschlagenheit ist auch Niederschlag keine Seltenheit. **19** Sie sind vielleicht fachlich nicht die Meister, dafür meist sachlich sehr begeistert. **21** Aus noch ungeklärten Gründen kehren Katzen aus dieser Zürcher Gemeinde mit krummen Beinen heim. **23** Beschreibt die geistige Haltung von Duckmäusern und die körperliche von Grossen in Bauernhäusern. **24** Damit – therein lies the very same – entscheidet sich Terry gegen Vor- und Gegenvorschlag. **25** X: die Babyboomerbabys, Y: die «Mememillennials», Z: die Smartphonezombies. **27** Die findet man auswärts für Nachwürzer aufgestellt oder leicht umgestellt im Zirkuszelt. **28** Gewaltmonopolist und gewöhnlich Sankt-Bürokratius-Loyalist.

Senkrecht — **1** Dabei gibt's Streicheleinheiten fürs Handy oder Touchpad. **2** Sogar auf an an oder auf ist an der Themse auf oder an. **3** Schnabelträgerin, hat meist Heissgetränke drin. **4** Wird's Zeit für die Wahrheit, schenkt man den rein ein. **5** Lässt sich einfach mit Fettlösen lösen. **6** Des Rotrückenswürgers vermeintliche Opferzahl, ist bei den natürlichen Quadraten erst die dritte Wahl. **7** Erscheinen weltwöchentlich wöchentlich und vermindern das Guthaben. **8** Stehen mit Schwindel am Ende am Anfang von Überseereisen. **9** Dort ist das Ausmass der Weinwahlmöglichkeiten erfahrungsgemäss nicht selten auf «red or white» beschränkt. **11** Unterstützung, nicht zwingend vom Fach; so wird unter zum Regendach. **13** Zwar noch rasch, aber halt nur halb so schnell wie «zack, zack!» oder «hopp, hopp!». **14** Ob radikal rechts, radikal links oder gar apolitisch, er ist auf jeden Fall radikal kahl. **17** Gestreifter Asiat auf Welschlandtour, kann nach Buchstabendreher ohne Weiteres nach Osten weiterreisen. **18** Sprichwörtlich notwendig, doch leider oft nicht hinreichend für den Preis. **20** Feuriger Südländer: hatte 2018 einen weihnachtlichen Glutausbruch. **21** Auf Holz__ könnte man sich auf Ab__ be__ . **22** Fake News und erst noch von gestern. **26** Der halbe Friese geht im Medizinjargon als Ohr ins Ohr.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 646



Waagrecht — **5** RUTSCHBAHNEN **13** (F) ACE: engl. Ass (und Gesicht) **14** Biene MAIA: aus dem Titellied **15** AIOLI **16** SCHNAPS DROSSEL **17** HS: Hassium von lat. Hassia für Hessen **18** Lat. feudum = LEHEN **19** PET: Polyethylenterephthalat und engl. Haustier **20** ITALIEN **24** IETZT **26** TAKT **27** U[EBER]AUS **30** BEATLES **31** UTC: Universal Time, Coordinated (heute gültige Weltzeit) **32** SELLERIE **33** STUHL

Senkrecht — **1** [BUCH]STABEN **2** PHISH-(ing) **3** Das HAAR in der Suppe **4** KNOSPE: Logo von Bio Suisse **5** RACHITIS **6** TENTAKEL **7** SMALLTALK **8** [CAP]E **9** BADEN **10** HIOB(sbotschaft) **11** Die kluge ELSE oder else im if-else-Statement **12** Friedrich NIETZSCHE **21** IUTE: hier rückwärts Etui **22** (S)EEL(and); engl. Aal **23** (B)OESE **24** IRIS: [Regen][bogen][haut] **25** TUTU: Ballettröckchen **28** Ans BEIN streichen = in der Pfeife rauchen = sinnlos/wertlos sein **29** AUTO: Die grossen Ersten nach dem Doppelpunkt ergeben BMW, FIAT und BENZ.

Lösungswort — **SITZARBEITER**

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



ROLEX

EXPLORER II

Entwickelt, um unter widrigsten Bedingungen zu bestehen, wird die Explorer II mit ihrem markanten 24-Stunden-Zeiger auch der nächsten Generation von Forschern den Weg weisen. Dies ist eine Geschichte von anhaltender Exzellenz. Eine Geschichte aus der Welt von Rolex.

#Perpetual



OYSTER PERPETUAL EXPLORER II

BEYER

Zürich seit 1760 · Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 · 8001 Zürich · Tel +41 (0)43 344 63 63
beyer-ch.com